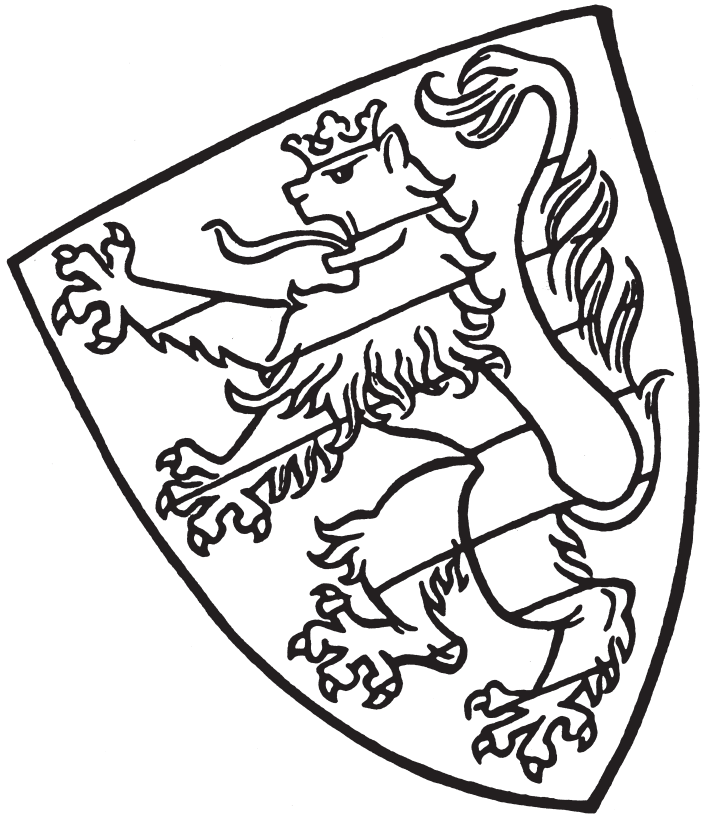


ZEITSCHRIFT DES VEREINS FÜR  
hessische Geschichte  
UND LANDESKUNDE



BAND 117/118    2012/13

## Besprechungen

### A. Epochen

#### Mittelalter

Steffen ARNDT, Andreas HEDWIG (Hg.): *Visualisierte Kommunikation im Mittelalter. Legitimation und Repräsentation (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 23)*, Marburg: HStAM, 2010, 150 S. zahlr. farb. Abb., ISBN 3-88964-204-7, EUR 28,00

Der Sammelband knüpft an die Ausstellung »Farbiges Mittelalter« an, die 2009 im Hessischen Staatsarchiv in Marburg stattfand. Er enthält den Festvortrag Theo KÖLZERS zur Ausstellungseröffnung sowie die Beiträge der abschließenden Tagung der Arbeitsgruppe Marburger Mittelalterzentrum. Ausgehend von der populären bipolaren Wahrnehmung des Mittelalters, die sich zwischen dem negativ konnotierten finsternen Mittelalter auf der einen und dem farbigen und romantisierten Mittelalter auf der anderen Seite bewegt, fragt KÖLZER nach der Bedeutung, der Funktion und den Rezipienten von Farbigem im mittelalterlichen Alltag. Er resümiert, dass das farbige Mittelalter, insbesondere die Kostbarkeiten der mittelalterlichen Schriftkultur, »nicht die Welt der kleinen Leute, sondern einer dünnen Elite« gewesen sei (S. 28). Die Antwort auf die Frage, inwieweit man das Mittelalter als eine farbige Epoche charakterisieren könne, sei eng mit der eingenommenen Perspektive verbunden und würde außerdem von der Quellenlage maßgeblich mitbestimmt.

Die weiteren Beiträge des Sammelbandes widmen sich »ganz unterschiedlichen Ebenen und Spielarten der visuellen Kommunikation in der schriftlichen Überlieferung« (S. 9), wobei als weite Klammer die Frage fungiert, inwieweit der Einsatz von Farbe und Bildmitteln bestimmte Sachverhalte in den schriftlichen Dokumenten hervorheben sollte, um Herrschaft zu legitimieren oder Herrscher und Heilige zu (re)präsentieren. Steffen ARNDT setzt sich mit Kommunikation als Instrument der Macht auseinander und schlägt zunächst einen großen Bogen von der Antike bis zur Gegenwart, bevor sich sein Augenmerk auf eine Reihe unterschiedlicher mittelalterlicher Schriftquellen richtet, die mit ihrer farblicher Gestaltung auf Eindruck und Außenwirkung zielten. Anschließend thematisiert Heinrich MEYER ZU ERMGASSEN in seinem Beitrag die Gliederungs- und Schmuckelemente des *Codex Eberhardi* aus Fulda und fordert dessen wissenschaftliche Bearbeitung. Außerdem kritisiert er die Vorgehensweise einer logozentristischen Mediävistik, die bei der Edition von Schriftstücken zumeist nur die Texte schwarz-weiß wiedergäbe, nicht aber die Abbildungen und die farbigen Komponenten, die gleichermaßen Bedeutungen transportieren und ausgewertet werden müssten. Albert KOPP beschäftigt sich mit visuellen Formalia, die eine Ungültigmachung spätmittelalterlicher Privaturkunden, also ihre Rechtsunwirksamkeit, visualisieren sollen. Die fünfzehn ausgewählten Beispiele des Fuldaer Stiftsarchivs zeigen eine Bandbreite von Kommunikationsformen, wie Tilgungsstrich und Vacat-Vermerk, Einschnitte, Siegelentfernung oder Schriftbildbeeinträchtigung, die eine Urkunde als ungültig auswiesen. Aspekte der Herrscherdarstellungen in den Bildern der Chroniken Wigand Gerstenbergs untersucht Steffen KRIEB, wobei er sich zum einen für ikonographische Muster interessiert, die den fürstli-

chen Rang abbilden sowie zum anderen für die Visualisierung fürstlicher Tugenden und Aufgaben. Alexander SEIBOLD stellt bemalte vorreformatorische Ablassurkunden in den Mittelpunkt seines Beitrages und vergleicht ihre Zielsetzung mit dem moderner Plakate. Otfried KRAFFT beschreibt in seinem Beitrag die prunkvolle Ausstattung der im Umfeld des Konzils von Ferrara-Florenz entstandenen illuminierten Unionsbulln *Letentur celi* und *Cantate domino* von 1439 und 1441 überzeugend als Mittel der sichtbaren Herrschaftslegitimation des aufstrebenden Philipp des Guten von Burgund, der das Konzil von Beginn an unterstützte. Im Abschlussvortrag wendet sich Hans K. SCHULZE schließlich der aufwändig gestalteten Heiratsurkunde der Kaiserin Theophanu zu und führt mit der in Purpur und Gold gehaltenen Urkunde nicht nur die Farbigkeit des Mittelalters vor Augen, sondern arbeitet in seinem Beitrag die in der visualisierten Kommunikation geschickte verbundenen Aspekte Legitimation und Repräsentation heraus.

Insgesamt besticht der kompakte und mit ansprechenden Abbildungen gestaltete Sammelband durch eine breite Vielfalt anregender Themen und Beiträge, die sich allerdings etwas lose und unverbunden unter den Titel »Visualisierte Kommunikation im Mittelalter« reihen. Wenngleich bewusst auf eine grundsätzliche Diskussion der visuellen Kommunikation im Mittelalter verzichtet wurde (S. 9), wären für den Leser eine einleitende theoretische Einbettung, die Schärfung mancher Begrifflichkeit sowie stellenweise eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Text-Bild-Beziehung wünschenswert gewesen.

Essen

Melanie Panse

#### Frühe Neuzeit

**Karl VOCELKA: Geschichte der Neuzeit 1500–1918, Wien u. a.: UTB 2010, 767 S., ISBN 978-3-8252-3240-5, EUR 34,90**

Der mittlerweile zweifellos reiche Markt an Studienbüchern und Überblicksdarstellungen bietet Studenten und historisch Interessierten eine Fülle an Möglichkeiten. Viele von ihnen bleiben entweder themenzentriert oder epochenverhaftet. Mit dem vorliegenden Werk aus dem Hause UTB-Böhlau wird der Versuch unternommen, die Neuzeit in ihrer Einheit zu begreifen und darzustellen. Einheit meint damit keineswegs Einheitlichkeit, sondern das bewusste Überschreiten gängiger Epochengrenzen, das in vielen anderen Darstellungen zwar angemahnt, aber nicht realisiert wird. Der Wiener Historiker Karl VOCELKA ist mit seinem Ansatz, die Neuzeit als vielgestaltige und ambivalente, manchmal widersprüchliche Einheit zwischen 1500 und 1918 zu begreifen sowie vom Spätmittelalter und der Zeitgeschichte abzugrenzen, ein für Studien- und Orientierungszwecke überzeugender Versuch gelungen, mag man auch an manchen Stellen und mit guten Argumenten alternative – eher traditionell anmutende – Epochierungen bevorzugen.

VOCELKA stellt die Geschichte der Neuzeit sach- und chronologisch differenziert dar und verzichtet auf Dogmatisierung. Ihn interessieren die verschiedenen Regionen Europas ebenso wie wissenschaftliche Grundfragen, die Quellensituation, die verschiedenen Perioden der neuzeitlichen Entwicklung und thematische Leitfragen wie die Produktionsformen, die soziale Ordnung, konfessionelle Strukturen, politische Formen, Europas Verhältnis zur übrigen Welt, die Technik- und Wissenschaftsentwicklung sowie die Kultur- und Mentalitätsentwicklung. Herausgekommen ist dabei ein Werk, das angesichts seiner beinahe 800 Seiten zwar kaum mehr als handlich bezeichnet werden kann, das jedoch in klarer, verständlicher, dabei stets präziser Spra-

che dem Interessierten über nahezu alle Aspekte der Neuzeit Auskunft gibt. Angesichts seines chronologisch und sachlogisch umfassenden Ansatzes beschränken sich manche Abschnitte auf wesentliche Informationen. An vielen Stellen hätte der Leser gerne mehr Details im Sinne eines einleuchtenden Fallbeispiels und/oder einer notwendigen Differenzierung gewünscht. Doch verfälscht dies nicht das Bild, weil der Verfasser stets auf die Differenzierungsnotwendigkeit und Differenzierungsaspekte verweist; und es wird wettgemacht durch den europäisierten bzw. themenweise globalisierten Blick auf die strukturgeschichtliche Entwicklung. Zudem enthält die klug ausgewählte, allein weil nicht überbordende Bibliographie genügend Hinweise auf die einschlägige – ältere wie jüngere – Literatur, die weitere Einblicke verschafft.

Kurzum: Kaum eine andere Überblicksdarstellung ist ambitionierter, kaum eine andere besser zu lesen, aber wie viele andere auch ist bei Vocelkas Werk klar, dass man nach der Lektüre zwar entschieden informierter ist und dennoch weiter zu recherchieren hat.

Gießen

Alexander Jendorff

### 19. und 20. Jahrhundert

**Torsten W. MÜLLER: Neue Heimat Eichsfeld? Flüchtlinge und Vertriebene in der katholischen Ankunftsgesellschaft, hg. vom Verein für Eichsfeldische Heimatkunde e. V., Duderstadt: Meckle Verlag 2010, 205 S., 48 s/w-Abb., Tabellen, ISBN 978-3-936617-93-1, EUR 14,95**

Die Grundlage der hier publizierten Diplomarbeit bilden umfangreiche Recherchen in katholischen Pfarrarchiven des Eichsfeldes, die durch Nachforschungen in den Bistumsarchiven Erfurt und Fulda, dem Bischöflichen Kommissariatsarchiv und Kreisarchiv Heiligenstadt, dem Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar und einigen Privatarchiven sinnvoll ergänzt werden. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen die Aufnahme, Integration und Beheimatung von Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten in diesem Grenzkreis der SBZ und die Rolle der dort dominierenden katholischen Kirche. Der Verfasser spricht sich hier für den Terminus »Beheimatung« aus, der dem konfessionellen Element, d. h. der Kirche, größere Bedeutung für den Prozess einräumt, Gottesdienste, Kirchenlieder und Gemeindeversammlungen als »Ersatz und partielles Äquivalent für die verlorene Heimat zu akzeptieren« (S. 15). Die auf sowjetisches Betreiben und von den neuen kommunistischen Machthabern eingeführte Definition »Umsiedler«, die das Unrecht der Vertreibung negiert, verwirft er zu Recht. Das Untersuchungsgebiet der Studie ist das zur SBZ/DDR gehörende Obereichsfeld, während das einen Teil des späteren Bundeslandes Niedersachsen bildende Untereichsfeld ausgeklammert bleibt.

Zunächst vermittelt MÜLLER zum Verständnis seiner Ausführungen wichtige Informationen über die katholische Kirche des Obereichsfeldes, die von 1929 bis 1994 dem Bistum Fulda unterstand, und über die mit der Errichtung der SED-Diktatur verbundenen politischen Transformationsprozesse. Daran schließt sich die Betrachtung des Eichsfeldes als Transitland an, wobei dessen nordwestlicher Teil, wo sich drei Besatzungszonen berührten, einen Verdichtungspunkt bildete. Viele Flüchtlinge, Evakuierte und Kriegsheimkehrer überschritten die Grenze hinter Kirchgandern, um auf dieser Route das im September 1945 eröffnete Grenzdurchgangslager Friedland in der britischen Zone zu erreichen. Durch zahlreiche Lageberichte in den Quellen – allein im Jahr 1946 wurden hier 543.000 Flüchtlinge nach Westen geschleust, während ca. 334.000 Personen den umgekehrten Weg nahmen – wird deutlich, welchen katastrophalen

Verhältnissen die Menschen damals ausgesetzt waren. Weil die neu eingesetzten Bürgermeister den sozialen Problemen oft hilflos gegenüberstanden, gaben sie deren Bewältigung gerne an die katholischen Pfarrämter ab, die darüber in ihren Kirchenchroniken ausführlich berichten. Es gab zwar große Hilfsbereitschaft seitens der einheimischen Landbevölkerung, ebenso groß waren aber auch Hartherzigkeit und Gier. Wie andernorts empfanden die Flüchtlinge häufig auch das Eichsfeld als »kalte Heimat«, in dessen geschlossener ländlicher Gesellschaft sie nicht nur als lästige Eindringlinge und Konkurrenten um Wohnraum, sondern sogar als rassistisch minderwertige »Polacken« und »Tschechen« verunglimpft wurden, was in gewisser Weise das Weiterleben der NS-Ideologie in Kreisen der Aufnahmegesellschaft nach 1945 dokumentiert. Trotz allem Einsatz konnte auch der katholische Klerus diesem Übel nur unvollkommen begegnen, obwohl die meisten »Neubürger« katholische Sudetendeutsche waren, die sich allerdings in der Ausübung ihres Kultus von der einheimischen Bevölkerung unterschieden. Sie waren vor allem von dem in ihrer alten Heimat herrschenden toleranten »Josefinismus« geprägt, während die eine Abwehrhaltung gegenüber dem »protestantisch-preußisch-säkularen Staat« und dessen noch immer präsenten Kulturkampf einnehmenden einheimischen Eichsfelder unduldsam gegenüber allem waren, was ihrem Glaubensschema nicht entsprach. Dazu gehörte das starre Festhalten am sogenannten »Kirchenstuhlrecht«, das mit dem Besitz von Grundstücken in der Gemeinde verbunden war, während die freien Plätze in den Bänken der Verwaltung des Kirchenvorstandes unterstanden, die sie gegen Geld verpachtete. Für die Flüchtlinge blieb somit kaum Raum im Gotteshaus. Die Diözese Fulda stellte zwar vertriebene Geistliche als »Flüchtlingspriester« an, deren rechtliche Position aber insofern unbefriedigend war, als sie nach wie vor ihren Heimatgemeinden verhaftet waren, aus denen sie vertrieben worden waren. Sie konnten zunächst keine Pfarreien und nicht einmal im Ruhestand Pensionen erhalten.

Obwohl die katholische Geistlichkeit vieles unternahm, um die Lage der Flüchtlinge zu erleichtern, blieben alle Versuche ihrer »Beheimatung« in den seit Jahrhunderten bestehenden traditionellen kirchlichen Strukturen des Eichsfeldes und der alles Fremde instinktiv ablehnenden Mentalität der dortigen ländlichen Bevölkerung begrenzt. Es bleibt die interessante Frage offen, wieweit der zunehmende politische Zwang in der DDR hier einen wirklichen Integrationsfaktor aller Gläubigen gegenüber einem atheistischen Regime dargestellt hat. Dieser Prozess brauchte allerdings Zeit und konnte nicht in den ersten Nachkriegsjahren abgeschlossen werden.

Lebensbilder vertriebener Priester, die 1945–1953 im Eichsfeld Aufnahme oder Anstellung fanden, und 17 Dokumente, darunter ein Tätigkeitsbericht des Caritas-Verbandes »Eichsfeld« vom 4.9.1945 und ein Verzeichnis der Evakuierten und »Umsiedler« im Landkreis Worbis von Anfang 1947, runden den lesenswerten Band ab.

Berlin

Stefan Hartmann

**Johannes GRÖTECKE, Thomas SCHATTFNER: »Der Freiheit jüngstes Kind«. »1968« in der Provinz – Spurensuche in Nordhessen, Marburg: Jonas-Verlag 2011, 160 S., 50 Abb., ISBN 978-3-894-454531, EUR 20,00**

Auch »68« ist inzwischen Geschichte. Dies zu verstehen fällt den Protagonisten von damals mitunter nicht leicht, verstehen sie sich selbst doch heute weiterhin mit ihrer Lebenseinstellung und ihrer politischen Ideologie als die Avantgarde, auch wenn die Zeit längst über sie hinweg gegangen ist. Umso besser, wenn sich inzwischen verstärkt dem Thema »68« historisch

genähert wird. Dies ist besonders ergiebig, da die Zahl der Zeitzeugen naturgemäß glücklicherweise noch sehr hoch ist. Die beiden Verfasser haben dabei einen ganz eigenen Zugang gewählt. Sie betrachten das Thema »68« aus dem Blickwinkel der nordhessischen Provinz. Denn in Eschwege, Guxhagen, Homberg/Efze, Kassel, Melsungen, Schwalmstadt und Wabern hat das Jahr 1968 viele Spuren hinterlassen. Auch in ländlichen Nordhessen waren die Auswirkungen der Studentenproteste spürbar. Dazu gehörten vor allem die Schülerbewegung und die »Heimkampagne«, die in den Rahmen der »außerparlamentarische Opposition« (APO) eingeordnet werden kann. Auch die Rote Armee Fraktion (RAF) hat keinesfalls einen Bogen um die Provinz gemacht. Die Hälfte des Buches beschäftigt sich mit der Schülerbewegung in den genannten Städten. Bereits seit Anfang der 60er Jahre gab es vereinzelt Protest, der sich bei Schulveranstaltungen und in Artikeln von Schülerzeitungen zeigte. Meistens wurden die Schüler hart bestraft. Der Funke der Studentenproteste sprang aber in der Folgezeit immer mehr auf die Schulen über, sodass sich die Schüler angespornt sahen, ihren Protest gegen das Lehrerkollegium, Unterrichtsmethoden und »Verkrustungen« zu artikulieren. Die Verfasser haben die Gegebenheiten vor Ort erforscht und jeweils mit Auszügen oder ganzen Interviews mit den damals Beteiligten versehen und vermitteln so ein lebendiges Bild, bei dem auch der durchaus kritische Rückblick nicht fehlt. So gehören zu den besonders interessanten Abschnitten die beiden Interviews mit dem »linken« 68er Wolfgang Kraushaar und dem »konservativen« Wulf Schönbohm. Interessanterweise treffen sie sich bei der gemeinsamen unabhängigen voneinander geäußerten Hochachtung des Hauptprotagonisten der 68er Bewegung Rudi Dutschke. Ein weiteres Viertel des Buches nimmt die Darstellung über die sog. »Heimkampagne« der APO ein. Neben dem Beiserhaus in Remsfeld-Rengshausen und dem Jugendheim Karlshof in Wabern hatte die APO vor allem das Mädchenerziehungsheim Fuldatal im ehemaligen Kloster Breitenau im Blick und setzte hier mit ihren Agitationen an. Die Journalistin und spätere Terroristin Ulrike Meinhof machte auf die katastrophalen Verhältnisse in diesem Erziehungsheim aufmerksam. Es kam zu Gewaltakten. Zahlreiche Jugendliche nutzen die Situation zur Flucht und erhielten dabei Hilfe von außen. Allerdings ist bereits eine Radikalisierung zu erkennen, was sich nicht zuletzt darin zeigt, dass sich RAF Terroristen wie Peter-Jürgen Boock, Andreas Bader und Astrid Proll in dieser Zeit aus diesem Umfeld zusammenfanden. Daher ist es folgerichtig, dem Thema RAF ein eigenes Kapitel zu widmen, wobei dies der schwächere Teil des Buches ist. Hier scheint dann doch der »Mythos RAF« durch. Der Diebstahl des Sprengstoffes in der Nähe von Oberaula, der in der Folge mindestens vier Menschen das Leben kostete und Duzende verletzte, wird zu einer Räuberpistole von edlen Wilden. Hier hätte nicht ausgerechnet Jutta Ditfurth zitiert werden müssen. Es folgt ein Interview mit dem Filmemacher Klaus Stern über Andreas Baader, bevor auch die Opfer der RAF in Gestalt des aus Kassel stammenden Piloten der im Herbst 1977 entführten Lufthansa-Maschine Landshut Jürgen Vietor zu Wort kommen.

Den Abschluss des Buches bilden vier unterschiedliche Kurzartikel. Zunächst kommen die beiden Literaten Friedrich Christian Delius und Peter O. Chotjewitz zu Wort. Es folgt zwei wohl als Zusammenfassung gedachte Artikel, die die Brücke in die heutige Zeit schlagen. Der »Anhang« beschäftigt sich mit den »60er Jahren und ihre Auswirkung auf die 70er Jahre in der Bundesrepublik«. Hier wird zum Abschluss eine bilanzierende Zusammenfassung dargelegt, die die Ereignisse in der nordhessischen Provinz in den Gesamtkontext einzuordnen versucht. Soweit bereits veröffentlichte Literatur verwendet wird, ist diese am Ende jedes Abschnittes zitiert.

Den Verfassern, beide Geschichtslehrer an einem der beschriebenen Gymnasien, ist eine interessante, lesenswerte zeithistorische Veröffentlichung gelungen. Den Blick gerade bezüglich »68« auf die Provinz zu werfen, in der letztendlich die gleichen Fragen gestellt wurden wie in den Universitätsstädten, ist allemal lohnend. Es gibt sicherlich in anderen Städten – nicht nur Nordhessens – noch mehr zu entdecken. Hier gilt es im vorbildlichen Sinn der Verfasser weiterzuforschen.

Freigericht

Michael Lapp

## B. Themen

### Architektur-, Kunst-, Musik- und Kulturgeschichte

**Margret LEMBERG: Die Flügelaltäre von Ludwig Juppe und Johann von der Leyten in der Elisabethkirche zu Marburg, mit Fotografien von Bernhard Dietrich (VHKH 76), Marburg: HIKO 2011, 200 S., 208 überw. farb. Abb., ISBN 978-3-942225-13-7, EUR 36,00**

Nur ein Jahr nach Erscheinen ihres eindrucksvollen Werks über die Begräbnisstätten der hessischen Landgrafen legt die ungemein produktive Marburger Autorin eine weitere, ebenso schöne wie interessante Monografie vor: sie präsentiert die fünf in der Marburger Elisabethkirche erhaltenen großen Flügelaltäre (Sippenaltar, Johannesaltar, Elisabethaltar, Georg- und Martinaltar und den Marienaltar mit Predella) sowie das Gehäuse für die Elisabethstatue vom Ende des 15. Jahrhunderts und das Fragment eines Passionsaltars im jeweiligen historischen, kunsthistorisch-ikonografischen und geistesgeschichtlich-theologischen Kontext. Durch eine überaus sorgfältige Detailanalyse der Bildwerke, belegt durch künstlerisch-didaktisch hervorragende Aufnahmen von Pfr. Bernhard Dietrich, gelingt es ihr, neben vielen neuen inhaltlichen Details der einzelnen Kunstwerke, auch ein Gesamtbild der künstlerisch-theologischen Ausschmückung der Marburger Deutschordenskirche zu vermitteln. Ausgehend von der Funktionalität der Kunstwerke zu ihrer Entstehungszeit, als sie fromme Stiftungen zum Schmuck und der Andacht in der Kirche waren und zugleich auch der Erlangung des eigenen Seelenheils dienten, wird das wechselvolle Schicksal und damit der Wandel in der Rezeptionsgeschichte nachgespürt: von der anfänglichen Verehrung dieser Andachtsbilder über die ikonoklastische Verunglimpfung und Beschädigung als »Götzendienst und Teufelswerk« unter dem »gelehrten« Landgrafen Moritz bis hin zum Desinteresse des »aufgeklärten« Protestantismus und der gesteigerten Wertschätzung durch kunstsinniges und geistesgeschichtlich interessiertes Bürgertum in der Gegenwart, das erst die kunsthistorisch adäquate Restaurierung ermöglicht hat. Dabei geht die Autorin auch immer wieder auf die Folgen der wechselnden Standorte für den Erhaltungszustand bzw. die Verluste an künstlerischer Substanz ein, etwa beim Elisabethaltar, dessen Werktagsseite durch den Kontakt mit dem Publikum massiv gelitten hat.

Das Einleitungskapitel »Ein Rückblick auf die Geschichte der fünf Flügelaltäre« zeichnet das eben angesprochene Schicksal der Kunstwerke nach und stellt die beiden beteiligten Marburger Künstler, Ludwig Juppe (ca. 1460–1538) und Johann von der Leyten († um 1530), vor und arbeitet die Vorlagen heraus, an denen sie sich orientierten, insbesondere das zeichnerische

Werk des Israhel van Meckenem und des berühmten Martin Schongauer. Ursprünglich in den vier Nischen an der Ostwand des Querschiffs, also hinter dem Lettner im Chorraum aufgestellt, entgingen die Altäre weitgehend den rabiatischen Zerstörungsaktionen, die von Landgraf Moritz im Zuge der »Zweiten Reformation« angeordnet worden waren. Die besondere kirchenrechtliche Situation in der Elisabethkirche mit ihrer Zinsmeisterei hat dazu geführt, dass die Baulast und damit die Restaurierungsarbeiten an den Altären weitgehend auf den Staat übergingen. Diese Thematik zum kirchlich-politischen Umfeld wird teilweise in den beiden Schlusskapiteln. (»Luftschutzmaßnahmen in der Elisabethkirche«, »Beseitigung der Kriegsschäden nach 1945«) wieder aufgenommen und mit weiteren Kunstwerken der Kirche, etwa dem »Barlach-Kreuz« verknüpft.

Die ikonografische Analyse des »Sippenaltars« leitet das Hauptthema ein und gibt der Autorin die Möglichkeit, das breite Repertoire theologischer und künstlerischer Inhalte, die mit den Kunstwerken verbunden sind, auszubreiten und durch einen Exkurs über Inschriften, Pflanzen- und Tiersymbolik zu ergänzen. Durch die Herauslösung des Altars aus seinem ursprünglichen Standort ist nicht nur die theologische Grundkonzeption aus dem Kontext gerissen worden, sondern auch ein wichtiger Aspekt, die Nutzung als »Wandelaltar« verloren gegangen: er zeigt nur die »Feiertagsseite«, die »Werktagsseite« an der Außenfläche bleibt durch die Fixierung der Flügel an der Wand verborgen. Auch die Folgekapitel über die in der chronologischen Reihenfolge ihres Entstehens zwischen 1511 bis 1514 dargestellten Altäre stellen zunächst den Bildinhalt dar, der neben vielen bekannten »Geschichten«, wie die der Geburts-, Lebens- und Leidensgeschichte Jesu von Nazareth, Johannes des Täufers, der Jungfrau Maria und der Hl. Elisabeth, auch zahlreiche – zumal den Protestanten – weniger bekannte Legenden und Heiligengeschichten, etwa aus der »Legenda aurea«, einbezieht. Dabei werden auch die vielen verschlüsselten Botschaften im Bild, die Wappen der Stifter, die Natur- und Landschaftsdarstellungen Johann von der Leydens, die brillante Schnitz-Technik Ludwig Juppes und die Namens- und Jahresangaben erläutert und in den inneren Zusammenhang gebracht. Es ist erstaunlich, welche Fülle an Informationen die Autorin durch ihr eingehendes Studium der Bildwerke entdeckt hat und mit Bildern (deren technische Qualität wegen der Nachvergrößerung manchmal nicht optimal ist) belegt. Auf diese Weise gelingt es ihr im Kapitel »Die Flügelaltäre als Ausdruck der Frömmigkeit oder als Mittel der Selbstdarstellung«, dem heutigen Betrachter die Bilder- und Glaubenswelt der Deutschordensherren und der zeitgenössischen Besucher der Elisabethkirche nahezubringen. Der sorgfältige stilistische Vergleich ermöglicht es ihr, auch bisher nur vermutete Bezüge aufzuzeigen, etwa den der »französischen« Elisabeth zur Herzogin Jolanthe von Lothringen, die Herkunft der Elisabeth im Zelebrantenstuhl aus der Werkstatt Juppes und den ursprünglichen Standort eines Passionsaltar-Fragments von Ludwig Juppe im Hochaltar in der Marburger Pfarrkirche zu verorten. Hinweise auf die Restaurationsgeschichte des jeweiligen Kunstwerks schließen die Kapitel ab. Dass diese Marburger Kunstwerke ohne Zweifel mit den bedeutenden Flügelaltären auf europäischer Ebene in ihrer künstlerischen Qualität mithalten konnten, kann man dem neuen Werk von Caterina Limentani Viridis und Mari Pietrogiovanna über die bemalten Polyptychen der Gotik und der Renaissance entnehmen. Frau LEMBERG gebührt das Verdienst, diese Werke erstmals umfassend in einem sehr gut aufgemachten und dabei recht preisgünstigen Buch dargestellt und ihren geistigen/geistlichen Gehalt den Besuchern der Elisabethkirche vermittelt zu haben.



**Die Zierenberger Stadtkirche und ihre mittelalterlichen Wandmalereien.** Symposium am 1. Dezember 2006, Redaktion Vera LEUSCHNER u. a. (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 21), Stuttgart: Theiss Verlag 2011, 203 S., über 300 meist farb. Abb., ISBN 978-3-8062-2638-6, EUR 19,80

Die Fülle gotischer Wandmalereien, die im 14. und 15. Jahrhundert entstanden sind und die die Innenwände der Zierenberger Stadtkirche schmücken, stehen im Mittelpunkt des zu rezensierenden Arbeitsheftes des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, dessen Drucklegung vom Förderverein der historischen Stadtkirche Zierenberg e. V. unterstützt wurde.

Einleitend fasst Jörg WESTERBURG die Restaurierungsmaßnahmen (1997–2006) zusammen. Durch die Restaurierungsarbeiten erhielten die in ihrer Erscheinung sehr ergrauten Bilder eine neue Strahlkraft und können nun wieder den Besuchern der Zierenberger Stadtkirche einen kleinen Eindruck vermitteln, wie im Mittelalter biblische Geschichten mit einfachen Mitteln bildlich umgesetzt wurden. Die in Kalkseccotechnik ausgeführten Wandmalereien waren bis 1934 von weißer Farbe übertüncht. 1608, als Landgraf Moritz der Gelehrte sich zum Calvinismus bekannte, sollten alle Bilder aus den Kirchen entfernt werden. Hier konnten sie in zwei Etappen wieder von der Übermalung befreit werden.

Die Autoren des Arbeitsheftes blicken aus aktuellen, geschichtlichen, baugeschichtlichen, religiösen und kunsthistorischen Perspektiven auf die Kirche und ihre Wandmalereien. So gibt Karl-Hermann WEGNER, der ehemalige Leiter des Kasseler Stadtmuseums, den Lesern einen ersten Einblick in die Geschichte der Stadt Zierenberg. Er zeigt auf, wie die territoriale Ausbreitung der Landgrafschaft von Hessen unter Heinrich I. und dessen Verteidigung gegen den Erzbischof von Mainz von statten gingen. Zeitgleich mit der Gründung der Kleinstadt Zierenberg 1293 wurde auch mit dem Bau der Kirche begonnen, deren vier Bauphasen der ehemalige Pfarrer in Zierenberg, Reinhart WEINBRENNER, beschreibt.

Verena JACOBI führt den Leser in einem Überblick zu anderen hessischen und westfälischen, gotischen Hallenkirchen. Dabei arbeitet sie grundlegende Merkmale einer Hallenkirche und deren Entstehungsgeschichte in Europa heraus. Dies ermöglicht dem Leser eine Einordnung in die Baugeschichte gotischer Hallenkirchen. Dass die Zierenberger Stadtkirche nicht den hessischen, sondern viel mehr den südwestfälischen Bauten entspricht, begründet JACOBI durch Vergleiche zu der Kirche Maria zur Wiese in Soest oder der Pfarrkirche in Hallenberg. Die fast quadratische Grundform einer westfälischen Hallenkirche bot genug Platz für Versammlung der Bürgerschaft, wie dies auch die Pfarrkirche St. Georg in Immenhausen zeigt.

Im Tafelteil des Arbeitsheftes kann sich der Leser anhand von fotografischen Abbildungen die Außenfassaden wie auch die Wandmalereien im Innenraum der Kirche erschließen. Dort sieht man unter anderem die Gestalt des Heiligen Christophorus (vgl. *Legenda Aurea*) in zweimaliger Ausführung, sowie die Darstellung des gehörnten Moses mit den zehn Plagen und den zehn Geboten (Altes Testament).

Der Präsident der Denkmalpflege in Hessen, Gerd WEISS, verdeutlicht, dass Wandmalereien als Kunstgattung mehr Aufmerksamkeit gebührt. So gebe es noch weitere Wandmalereien in Nordhessen, wie z. B. die Kapelle des Heiligengeisthospitals in Bad Sooden-Allendorf, die bereits erwähnte Pfarrkirche St. Georg in Immenhausen, die bis auf einen kleinen Kirchenführer (Friedrich-Karl Baas: *600 Jahre Stadtkirche St. Georg zu Immenhausen, Immenhausen 2011*) kaum bearbeitet wurde, oder die Wallfahrts- und Klosterkirche in Gottsbüren, deren mittelalterliche Wandbilder noch wenig betretenes Forschungsterrain bieten und auf eine wissen-

schaftliche Würdigung warten. Dennoch wird jene Kunstgattung nicht immer außer Acht gelassen wie Joachim Schröder, Vorsitzender des Kasseler Museumsvereins, in seinem Aufsatz »Wie der Herkules zum großen Christoph wurde. Ein Beitrag zur Rezeptionsgeschichte des Kasseler Herkules« (ZHG 113, 2008, S. 221–243) zeigt. Er zieht in seinem Aufsatz überzeugend verschiedene Christophorus-Darstellungen, die sich in der Umgebung von Kassel befinden, hinzu, wie die Christophorus-Fresken aus der Zierenberger Stadtkirche, das Christophorus-Fresko aus der Marburger Schlosskirche und das Christophorus-Fresko in der Evangelischen Stadtkirche St. Nikolai in Neukirchen in der Schwalm.

Der Bonner Kunsthistoriker Harald WOLTER VON DEM KNESEBECK beschäftigt sich in seinem Beitrag mit der Frage, wie es zu der Anordnung der Wandmalereien in der Stadtkirche kam. Hat es etwas zu bedeuten, wenn bestimmte Bilder, wie z. B. der Heilige Christophorus, zweimal vorkommen? Antworten erwartet W. v. d. KNESEBECK, aufbauend auf den Forschungsarbeiten von Vera Leuschner, von Vergleichen. W. v. d. KNESEBECK behauptet, dass für jede heilige Gestalt ein ausgewählter Bereich in der Kirche gewählt wurde, der Grund für die bestimmte Positionierung jedoch heute schwer zu rekonstruieren sei. Die Anordnung des Heiligen Christophorus im südlichen Seitenschiff, sieht W. v. d. KNESEBECK, darin begründet, dass Christophorus dem Priester als eine Art Identifikationsfigur gedient habe. Die überdimensional große Gestalt des Christophorus, auf dessen Schultern Christus über den Fluss getragen wird, befand sich gegenüber des an der nördlichen Wand angebrachten Priestersitzes und so konnte der Priester die Realpräsenz Christi »weiter tragen«. Die zweite Gestalt des Christophorus befindet sich im Chor der Kirche und diente nach W. v. d. KNESEBECK vermutlich dem Schutz vor dem jähen Tod, wie die Inschrift im Schildbogen verrät: »Jeder, der das Gesicht des Heiligen Christophorus sieht, wird an jenem Tag nicht des plötzlichen Todes sterben« (Übersetzung aus dem Lateinischen siehe auch LEUSCHNER).

Wilfried WICKE, ehemaliger Pfarrer in Zierenberg, versucht eine frömmigkeitstheologische Deutung der Bilder. Ähnlich wie W. v. d. KNESEBECK geht WICKE in Zierenberg von einem durchdachten Bildprogramm aus, jedoch führt er den Gedanken weiter und begründet die sorgfältig gewählte Anordnung der Bilder damit, dass die Konzeption auf sachkundige Theologen zurück zu führen sein könnte. WICKE vermutet hier intellektuelle und vorreformatorische Denker, die den Menschen mit ihren Nöten und Ängsten beistanden, indem sie biblische Nebentexte verfassten. Auch die Bilder in Zierenberg könnten auf dem von Thomas von Kempen verfassten Werk »Nachfolge Christi« (De imitatione Christi) fußen, dessen religiöse Haltung die vorreformatorischen Bewegung der »Devotio moderna« erkennen läßt. Vor allem wiesen die Bilder im Kirchenschiff inhaltliche Parallelen mit der Schrift des Thomas von Kempen auf.

Die Kunsthistorikerin Vera Leuschner widmet sich der Frage nach der Herkunft der Vorlage für die Leidensgeschichte Christi im nördlichen Seitenschiff von Zierenberg. Für sie dienten die Kupferstiche von Israhel von Meckenem (1440/50–1503) den Malern, deren Namen bis heute nicht bekannt sind, zur Erleichterung ihrer Arbeiten, indem sie davon abmalen konnten. Besonderes Augenmerk legt sie dabei auf die Mosesgestalt an der Westwand des südlichen Seitenschiffes. Die Mosesdarstellung mit den zehn Geboten und den zehn Plagen in einem Bild bietet eine eher ungewöhnliche Verknüpfung verschiedener Bibelverse aus dem Alten Testament. Als das nahe liegendste Vergleichsbild für den gehörnten Moses in Zierenberg zieht LEUSCHNER, wie auch schon in ihrer ersten Publikation (Vera Leuschner und Wilfried Wicke: Die Wandmalereien des 14. und 15. Jahrhunderts in der Zierenberger Stadtkirche, Zierenberg 1993) über die Wandmalereien Dorothea Kluge und Gertrud Schiller folgend (Dorothea Kluge: Gotische Wand-

malereien in Westfalen 1290–1530, Münster 1959; Gertrud Schiller: Lexikon der christlichen Kunst Bd. 4,1: Die Kirche, Gütersloh 1976), einen Einblattholzschnitt aus dem British Museum heran, welcher dem Bildaufbau des Zierenberger Moses sehr ähnelt. Der Holzschnitt stammt aus dem schwäbischen Raum und seinen Entstehungszeitraum datiert man auf 1465/80, somit vermutlich vor oder zeitgleich mit dem Zierenberger Moses (1476/88). Wenn die bildliche Übereinstimmung beider Bilder gegeben ist, stellt sich trotzdem die Frage, warum gerade eine Vorlage aus Süddeutschland dem Zierenberger Maler gedient haben soll? Könnte uns die Fährte nicht auch nach Westfalen führen, wo nach JACOBI die Vorbilder der Hallenkirchen herkommen? So findet man in der Marienkirche zu Lemgo eine Mosesdarstellung, die zwar nur noch sehr schlecht erhalten ist, aber dennoch eine ähnliche Bildkomposition aufweist.

Eine ungelöste Frage bleibt auch hinsichtlich der Empore. Auf diese wird in diesem Arbeitsheft kaum eingegangen, dennoch könnte sie nicht ganz unwichtig bei der Bestimmung der Bilder sein, wenngleich die Wände bei ihrem Einbau möglicherweise schon übertüncht waren. Eine Empore in der heutigen Form gab es vor der Reformation nicht. Sie erstreckt sich jetzt vom südlichen bis zum nördlichen Seitenschiff. Sie ist durch je zwei Treppen an der Nord- und Südwand zugänglich und ermöglicht heute eine genaue Betrachtung der oberen Bilder und grenzt sogar exakt an das untere Ende der Bilder an. Der Betrachter hat so die Möglichkeit, direkt vor dem ganzen Bild zu stehen, ein beachtliches Moment, das man eigentlich kaum dem Zufall verdankt.

Angesichts der aufgeworfenen Fragen befördert das Arbeitsheft durch die Vielfalt der aufgezeigten Diskussionspunkte die Wertschätzung hessischer Kulturgüter, indem es aufzeigt, wie reich die Region Nordhessen tatsächlich an Resten gotischer Wandmalerei ist. Somit weist es über die Schätze der Zierenberger Stadtkirche weit hinaus.

Kassel

May-Britt Uhlig und Martina Sitt

**Gerold GÖTZE, Christina VANJA, Bernhard BUCHSTAB (Hg.): Klosterkirche Haina. Restaurierung 1982–2012 (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 19), Stuttgart: Theiss-Verlag 2011, 199 S., zahlr. Ill., Farbtaf., ISBN 978-3-8062-2551-8, EUR 19,80**

Die Restaurationsgeschichte des Klosters Haina im ausgehenden 20. Jahrhundert mit Übergang ins 21. Jahrhundert war bisher noch unbearbeitet und blieb ein dringendes Desiderat. Der vorliegende Band schließt diese Lücke für den genannten Zeitraum als Abschlussdokumentation der vollzogenen Restaurierung. Er knüpft an die Marburger Dissertation von A. Pafke an, die der Restaurierungsgeschichte des Klosters im 19. und frühen 20. Jahrhundert gewidmet ist. Die genannte Autorin ist auch in vorliegendem Band mit einem Beitrag vertreten, der auf ihre Dissertation fußt (S. 53–73). Die Herausgeber widmen sich im Teil über die Grundlagen (S. 9–86) mit A. Pafke (s. o) und A. Friedrich den historischen Aspekten der Restaurierung, wobei Chr. VANJA (S. 17–34) die Entwicklung des Klosters vom 12. Jahrhundert bis zum Gesundheitszentrum der Gegenwart beschreibt und B. BUCHSTAB (S. 73–86) sich besonders den denkmalpflegerischen Aspekte widmet.

Die folgenden neun Beiträge über die neuesten Restaurierungsarbeiten aus der Feder von Architekten, Ingenieuren und Restauratoren mit Farbtafeln und Planskizzen, beginnend mit den Sicherungsmaßnahmen des Baugrundes (G. Kratzenberg, W. Schreiber, S. 87–98) sind vorwiegend technischer Natur. Gleichwohl sind sie auch für Kunsthistoriker interessant. Dies gilt besonders für die Beschreibung der Glasmalereien und der Glasfenster (M. Burger, U. Haroska

u. a., S. 141–180) und die Restaurierung des Kruzifixes (S. Silbernagel, S. 185–189). Dem Band ist ein Anhang mit einem Autoren- und Abbildungsnachweis sowie einer Zeittafel beigelegt.

Der Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Prof. Dr. G. Weiß, gibt seiner Hoffnung Ausdruck, dass dieses Werk Grundlageninformationen für künftige Unterhaltsarbeiten liefern möge (S. 7).

Angesichts auch der kirchengeschichtlichen Bedeutung dieses mittelalterlichen Zisterzienserklusters ist dem Band eine weitere Verbreitung zu wünschen.

Marburg

Herwig Gödeke

**Johannes HAMM: Barocke Altartabernakel in Süddeutschland, Petersberg: Imhof Verlag 2010, 455 S., zahlr. Farb- u. s/w-Abb., ISBN 978-3-86568-580-3, EUR 59,00**

*Tabernaculum* bedeutet »Tempel«, der Tabernakel ist das Gotteshaus im Gotteshaus. Im Rituale Romanum von 1614 wurde für die Aufbewahrung des Allerheiligsten ein Altartabernakel vorgeschrieben, der nun nach und nach die älteren Sakramentshäuschen verdrängte. Nach den einschneidenden Kontroversen um das Verständnis der Eucharistie während der Reformation und der Propagierung der Realpräsenz in der katholischen Reform rückte die Eucharistie damit auch bildlich in das Zentrum des katholischen Kirchenbaus. Entwicklung, Gestalt und Bedeutung des barocken Sakramentstabernakels untersucht die bei Ulrich Söding in München entstandene, kunstwissenschaftliche Dissertation von Johannes HAMM. Der Verfasser gehört mittlerweile dem Zisterzienserorden an und hat den Namen Frater Moses OCist. angenommen. Sein Werk ist ein durchaus katholisches Buch, glaubensfest und kenntnisreich, Papst Benedikt XVI. gewidmet. Sein Anliegen ist es, »das Phänomen der süddeutschen Altartabernakel des Barock erstmalig in einer möglichst umfassenden Darstellung zu erschließen« (S. 17). Es geht um eine vergleichende, umfangreiche Bestandsaufnahme, eine eigentliche These verfolgt die Untersuchung nicht. Ihr Anschauungsmaterial findet sie in Kirchen aus Altbayern und Schwaben und den angrenzenden Regionen (Oberpfalz, Franken, Oberrhein, Schweiz, Österreich, Salzburg).

HAMM klärt zunächst die historischen und theologischen Grundlagen zu Beginn des Barockzeitalters und entwirft dann eine Formen- und Typengeschichte des Altartabernakels, die er in die großen Gruppen Tempietto (Zentralbau mit mehreren Schauseiten), Fassadentabernakel, Ziborien und Figuren unterteilt, bis das Rokoko die Form gänzlich im Ornament auflöste. Mitbestimmend für die äußere Gestalt war auch die Technik: Süddeutschland war die »Wiege der Drehtabernakel«, die »seit etwa 1600 gelegentlich in Gebrauch« kamen und dann weite Verbreitung fanden (S. 56–60). Viele Tabernakel besitzen Hebevorrichtungen zur Aussetzung des Allerheiligsten, eine ganze *Maschin zum tabernaculum* gab man im Kloster Schöntal in Auftrag (S. 361 f.). Ein ausführlicher weiterer Untersuchungsteil gilt den theologischen Programmen, die naheliegenderweise um Themen wie die Dreifaltigkeit, Engel und Heilige, Szenen aus Leben und Passion Jesu, insbesondere das letzte Abendmahl, sowie allegorische und typologische Hinweise auf die Eucharistie kreisen, aber auch ausgefallene Darstellungen aufweisen können, wie ein als Bavaria und Ecclesia gedeutetes Figurenpaar in Benediktbeuren (S. 235–237). Ein auf dem rückwärtigen Tabernakel in Ottobeuren angebrachtes, wohl nur an den Priester gerichtetes Bild lässt Luther und Zwingli mit ihren Glaubenssätzen auftreten (S. 349 f.). Ein letzter Untersuchungsteil stellt schließlich noch einmal die Baugeschichte und die Tabernakellösungen von

20 ausgewählten Kirchen katalogartig vor. Ein ausführliches Künstler- und Ortsregister schließt den Band ab.

Mehrfach betont die Untersuchung – und das ist dann, wenn man so will, doch eine These – die inhaltliche Nähe, die die Tabernakel als Wohnung, Residenz und Thron des Allerheiligsten zur Residenzarchitektur und zum höfischen Zeremoniell aufwies (S. 15, 188, 372 u. ö.). Ihre große Stärke liegt in der Verbindung von Kunstgeschichte und Theologie, dank derer sie von einer rein formgeschichtlichen Betrachtung zur Bedeutungsforschung vorstößt. Über den engeren Untersuchungsgegenstand hinaus erhält der Leser reiche Belehrung über Sinn und Anspruch des barocken Kirchenbaus. Der Verlag Michael Imhof hat aus der Hochschulschrift zudem ein schönes, reich illustriertes Buch gemacht.

Aus dem heutigen Land Hessen kommen zwar naturgemäß nur wenige Beispiele zur Sprache, wie die Abteikirche von Amorbach (auf den Dom zu Fulda entfällt nur eine Fußnote). Wer sich aber mit Hamms Studie beschäftigt hat, wird nicht nur die großen Barockkirchen Oberdeutschlands, sondern vielleicht auch die versprengten Barockkirchlein Nordhessens mit anderen Augen betrachten.

Marburg

Clemens Joos

**Werner HEILAND-JUSTI: Die heilige Elisabeth in Freiburg im Breisgau, Lindenberg: Kunstverlag Josef Fink 2011, 60 S., 33 Farb- u. s/w-Abb., ISBN 978-3-89870-693-3, EUR 16,80**

Von Marburg aus strahlte der Kult der Hl. Elisabeth bekanntlich weithin aus und machte sie zu einer populären Heiligen, die sich auch andernorts großer Verehrung erfreute. Mehrere Zeugnisse einer solchen Elisabethverehrung hat Werner HEILAND-JUSTI im spätmittelalterlichen Freiburg im Breisgau ausgemacht; in dem vorliegenden Bändchen stellt er sie zusammen und versucht, sie miteinander in Beziehung zu setzen. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht eine um 1480 im Freiburger Klarissenkloster hergestellte Handschrift mit einer Elisabethvita, die sich einst im Besitz der Marburger Gelehrtenfamilie Justi befand und dann aus dem Nachlass Ludwig Justis über Umwege und für die Familie unglückliche Umstände an die Deutsche Nationalbibliothek in Leipzig gelangte (Klemm-Slg. I, 104). Hinzu kommen zwei Glasmalereien und zwei weitere Handschriften, die mit dem Elisabethleben in Werkstattzusammenhang stehen. Heiland-Justis Spurensuche lässt ein Personengeflecht im Umfeld der Freiburger Familie Heinrici-Bondorf erkennbar werden, die offenbar eine engere Bindung an die Heilige besaß. Allerdings bleiben viele der angedeuteten Bezüge vage und erweisen sich bei näherem Zusehen auch als wenig stichhaltig. Dass bspw. der Freiburger Kartäuserprior Gregor Reisch, der nicht 1528 (S. 19), sondern 1525 starb, der *vatter kartuser* gewesen sei, der ein lateinisches Gebet für die um 1480 geschriebene Handschrift verdeutscht habe, ist aus chronologischen Gründen kaum wahrscheinlich, da Reisch erst 1485 nach Freiburg kam, zuvor in Tübingen belegt ist, und überhaupt erst Ende der 1490er Jahre in den Kartäuserorden eintrat. Verbindungen zwischen der Handschrift und einer Elisabethscheibe, die um 1516 für die Freiburger Kartause entstand (sie gehört zu den »großen« Scheiben, die sich vielleicht im Kreuzgang oder Refektorium des Klosters befanden, nicht in der »Kapelle«, wie es im Klappentext heißt), bleiben rein spekulativ.

Überhaupt häufen sich fragwürdige Einschätzungen (wie bspw. die Verbindung von Stifter- und Zunftwappen S. 13, 40) und sachliche Fehler in dem Buch. Das beginnt schon bei den Lesungen, wie sich leicht aus dem Vergleich mit den durchweg guten Abbildungen ergibt: Das Implicit

*Dis hett gemacht ein seliger, wöl gelerter* wird wahlweise mit »hätt« oder ohne »wöl« wiedergegeben (S. 21, 41), »S. Heinricus bit gott für uns« lautet richtig *Sanctus Heinricus bitt gott vir uns* (S. 29), S. 32 ist zu lesen *Hec pictura* statt »Hic« und *Sancta et in maculata virginitas quibus te laudibus referam* statt »Sancto et in maculata virginitatis quibus referan«, von der deutschen Übersetzung ganz zu schweigen; selbst Textwiedergaben aus gedruckten Quellen sind fehlerhaft (S. 8, 11, 31 f., 34 f., 54 Anm. 51; S. 31 aus der Chronik des Bickenklosters, nicht aus »der Klarissenregel«; S. 35 f. jetzt im Original einsehbar unter <http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=2-2770269-1>). Obwohl auf den Lautstand abgehoben wird, wird ‚ü‘ mit ‚ue‘ transkribiert. Backnang war niemals Grablege der Herzöge von Zähringen und das steht so auch nicht im zitierten »Dehio« (S. 13 mit Anm. 18). Cod. Sang. 1916 mit dem ‚Buch der Reformation‘ des Johannes Meyer ist kein »Codex der Johanner« (S. 37), sondern stammt aus dem Dominikanerinnenkloster in St. Gallen, auch bei dem Zitat daraus gibt es viele Wiedergabefehler, u. a. fehlt S. 37 nach *nem* der Halbsatz *got dem heren zû dienen* (als Digitalisat einsehbar unter <http://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/csg/1916>).

Ein abschließendes Kapitel, das die Geschichte der Justi-Handschrift nachzeichnet, gerät zu einer etwas peinlichen Abrechnung des persönlich Betroffenen mit der DNB Leipzig. An anderer Stelle (S. 22) macht der Autor, gestützt auf Wikipedia-Artikel, seiner Wut über Günther Oettingers Freiburger Nachruf auf Hans Filbinger Luft, was im vorliegenden Zusammenhang ebenfalls nichts zur Sache tut. Man legt das Buch enttäuscht und auch etwas ratlos aus der Hand.

Marburg

Clemens Joos

**Heinz SCHOMANN: Das Frankfurter Holzhausenviertel vom Weiherhaus zum Wohnquartier, Petersberg: Imhof Verlag 2010, 292 S., 867 Farbabb., ISBN 978-3-86568-581-0, EUR 39,95**

Der großformatige, opulent gestaltete und mit zahlreichen Farbabbildungen versehene Band versteht sich als »Eine Studie zur Stadtentwicklung der Mainmetropole, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Nordends.« Der ehemalige Frankfurter Stadtkonservator, Verfasser mehrerer Kunstführer und zahlreicher weiterer kunstgeschichtlicher Monografien, stellt darin anhand von Archivalien, Architekturzeichnungen und Straßenplänen und vor allen durch eine Vielzahl hervorragender Gesamt- und Detail-Aufnahmen das eindrucksvolle Gebäudeensemble der nach der Familie von Holzhausen und ihrem Schösschen benannte Villenviertel im Frankfurter Nordend vor. Dass der Band inzwischen schon vergriffen ist, spricht für die hohe Akzeptanz des ästhetisch überaus ansprechenden Buchs. Im Einleitungskapitel wird ausgehend vom Eschenheimer Turm mit seiner präzise skizzierten Geschichte die Lage des Quartiers mit seinen Grenzen dargestellt. Das folgende 1. Kapitel »Voraussetzungen« schildert dann, illustriert mit zahlreichen schönen Aufnahmen aus teilweise ungewöhnlicher Perspektive, die Entwicklung bzw. die »Metamorphosen« des Holzhausen-Schösschens von der Frühphase als »Weiherhaus« zu Beginn des 15. Jahrhunderts bis hin zur Neugestaltung als barockes Wasserschloss im frühen 18. Jahrhundert. Daran schließt sich die Darstellung der Ausdehnung des Nordends während des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn der Gründerzeit an. In drei Unterkapiteln wird im 2. Kapitel »Urbanisierung von Holzhausen-Oede und Knoblauchfeld« die gründerzeitliche Baublüte des neuen vornehmen Wohnviertels im Nordwesten der Stadt bis zum Beginn des zweiten Weltkriegs mit den Leitlinien der Planung, den topographischen und soziologischen Voraussetzungen für die Umsetzung der Planungen und schließlich die Phasen der Bebauung dargestellt. Die kunsthistorische Summe der Einzelelemente des Viertels mit seinen Parks und Gärten, dem

Straßenbild, den Baugattungen, -gestaltungen und -dekor, den städtebaulichen Dominanten öffentlicher und privater Einrichtungen (Schulen, Krankenhäuser, Kirchen, Gewerben bzw. Fabriken) bis hin zu den beteiligten Baukünstlern und Handwerkern werden im Schlussteil des Kapitels einer eingehenden und sehr informativen Bewertung unterzogen.

Daran schließt sich ein 160 Seiten umfassender Dokumentationsteil der meisten Gebäude an, in dem die Baugeschichte, die archivalische und fotografische Bestandaufnahme aller wichtigen Gebäude ein sehr facettenreiches und interessantes Gesamtbild dieses Wohlhabenheit und Kunstverständnis ausstrahlenden Stadtteils der Mainmetropole entstehen lässt.

Das Trauerspiel des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen nimmt den Hauptteil des 3. Kapitels »Nachwirkungen« ein, das bis in die Gegenwart hineinführt. Ein Anhang mit Glossar, Maßen und Münzen, Quellen-, Literatur- und Abbildungsnachweis ergänzt dieses Standardwerk zur Architekturgeschichte eines städtebaulich besonders herausragenden Frankfurter Ensembles, dessen Autor seine Verbundenheit mit diesem Teil der Stadt im Nachwort noch einmal Ausdruck gibt.

Marburg

Gerhard Aumüller

#### Bildungs-, Schul- und Universitätsgeschichte

**Ruth HEFTRIG, Bernd REIFENBERG (Hg.): Wissenschaft zwischen Ost und West. Der Kunsthistoriker Richard Hamann als Grenzgänger, Marburg: Jonas Verlag 2009, 192 S., zahlr. s/w-Abb., ISBN 978-3-89445-427-2, EUR 25,00**

Der Bau der Mauer im August 1961 betonierte vor mittlerweile über fünfzig Jahren die deutsch-deutsche Teilung. »Grenzgängerei«, wie man sie noch seit der Sektoreneinteilung nach 1945 kannte, war nun definitiv nicht mehr möglich – es sei denn, man setzte sein Leben bei der Überwindung des so genannten »antifaschistischen Schutzwalls« aufs Spiel.

Ein Grenzgänger in wahren Sinne des Wortes, also ein Überwinder nicht nur territorialer sondern auch geistiger und fachlicher Grenzen, war nach dem Zweiten Weltkrieg auch der Marburger Ordinarius und Gründer des Bildarchivs Foto Marburg Richard Hamann (1879–1961). Neben seiner weitergehenden Tätigkeit am Marburger Institut (bereits seit 1913!) wurde er 1947 als Gastprofessor und ein Jahr später als kommissarischer Vertreter des kunstgeschichtlichen Lehrstuhls an der Humboldt-Universität auf den bedeutendsten Lehrstuhl der SBZ und späteren DDR berufen – und dies mit nahezu 70 Jahren. Zuerst gerade auch wegen seiner politischen Einstellung gewünscht und 1949 zudem mit dem Nationalpreis besonders ausgezeichnet, entwickelte er sich letztlich zunehmend in der DDR zu einer auch politisch unbequemen Person, welche 1957 entlassen wurde.

Die vorliegende Publikation fußt auf einer im Juni 2008 an Hamanns »Heimatuniversität« Marburg stattgefundenen Tagung. Anlass für diese war jedoch weniger ein Jubiläum als vielmehr der (vorläufige) Abschluss der Aufarbeitung von Hamanns umfangreichem Nachlass, welcher sich seit den 1970er Jahren in Verwahrung, seit 2000 im Besitz der Marburger Universitätsbibliothek befindet. Die Hallenser Kunsthistorikerin Ruth HEFTRIG hat mit Unterstützung der Universitätsbibliothek und mit finanzieller Förderung durch die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur diesen wichtigen Gelehrtennachlass, der Einblicke in Lehre und Forschung unter wechselnden Regierungsformen ermöglicht, geordnet und erschlossen, sodass

dieser nun für fachwissenschaftliche Forschungen zur Verfügung steht. Schließlich forschte und lehrte Hamann unter fünf verschiedenen Staatsformen: in der Kaiserzeit, der Weimarer Republik, im »Dritten Reich« und schließlich in der jungen Bundesrepublik, aber eben auch in der DDR. Das Findbuch dieses Nachlasses steht einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung (<http://avanti.uni-marburg.de/ub/hamann> [02.08.2013]); es wäre jedoch sehr zu begrüßen, wenn diese Datenbank endlich durch eine vollwertige Version ersetzt würde und dann auch zum Renommee der Marburger Universitätsbibliothek weiter beiträgt.

Es ist erfreulich, dass alle Tagungsbeiträge auch in der Publikation wieder vertreten sind. Insgesamt umfasst sie – neben dem Vorwort der Herausgeber und einem Abbildungs- und Autorenverzeichnis – zehn Beiträge, die sich nicht nur mit der Person Hamanns sondern darüber hinaus mit den Rahmenbedingungen von wissenschaftlicher Arbeit unter einem Regime im »Kalten Krieg« beschäftigen. Ebenfalls besonders macht den Tagungsband, dass hier neben jüngeren Fachwissenschaftlern auch zwei ehemalige Studenten (Elmar JANSEN und Hubert FAENSEN) sowie mit Jost HERMAND ein bedeutender Mitarbeiter Hamanns als »Zeitzeugen« zu Wort kommen. HERMAND als »primus inter pares« ist folglich von den Herausgebern Ruth HEFTRIG und Bernd REIFENBERG die besondere Stelle des ersten Beitrags zugebilligt worden. Er beschäftigt sich ausgiebig mit einem Hamannschen Aufsatz von 1948/55, welchen er als dessen »Testament« analysiert (S. 11–20), bevor Sigrid Hofer ausführlich auf »Richard Hamann in Berlin« (S. 21–37) eingeht. Auch Elmar Jansen bietet einen Blick auf dieses Thema, jedoch aus der Perspektive des ehemaligen Studenten (S. 38–60). Weitere Beiträge beschäftigen sich mit der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin (Peter Th. WALTHER, S. 61–67), in der Hamann, auch über seine Entlassung und anschließende Emeritierung hinaus, bis zu seinem Tod als Leiter der Arbeitsstelle für Kunstgeschichte verblieb, mit Fachkollegen, wie dem Generaldirektor der ehemaligen Staatlichen Museen Ludwig Justi (1876–1957) (Maike STEINKAMP, S. 68–80), oder mit der von Hamann und Hermand verfassten Buchreihe »Deutsche Kunst und Kultur« (Kai ARTINGER, S. 81–103). Wie Hamann es verstand mithilfe des Preisgeldes aus dem Nationalpreis auch dem Marburger Bildarchiv finanziell behilflich zu sein, verdeutlicht Dorothee HAFFNER in ihrem Beitrag (S. 104–115), wie er sich – letztlich erfolglos – für den Erhalt der vom Abriss bedrohten Berliner und Potsdamer Stadtschlösser und der Schinkelschen Bauakademie einsetzte, der Aufsatz von Thomas JAHN (S. 116–136). Gerade auch dieser unbequeme Einsatz dürfte Hamanns Stern bei der SED-Regierung ab 1950 langsam aber stetig zum Erlöschen gebracht haben. Wie weit diese Ablehnung ging, verdeutlichen die Auseinandersetzungen um Hamanns Entlassung und seine Nachfolge auf dem Lehrstuhl (Uwe HARTMANN, S. 137–171), welche am Ende zur Berufung des fachlich wenig qualifizierten, aber »marxistischen Kunstgeschichtlers« Gerhard Strauss (1908–1984) und eben beispielsweise nicht zu der von Hamanns Sohn Richard Hamann-Mac Lean (1908–2000) führten (FAENSEN, S. 172–189).

Der liebevoll gestaltete und bebilderte Band stellt nicht nur eine wichtige Ergänzung zur bisherigen Hamann-Forschung dar, sondern bietet tiefere Einblicke, wie eine so genannte »reine Wissenschaft« nun doch den Zwängen politischer Entscheidungen ausgesetzt ist – gerade in Diktaturen, von denen die deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert leider so nachhaltig bestimmt wurde. Vielleicht hätte es der »Fanatiker der Sachlichkeit«, als der sich Hamann selbst bezeichnete (S. 10), letztlich als eine positive Begebenheit gesehen, dass er den Bau der Mauer nicht mehr erleben musste: Hamann starb im Januar 1961, einige Monat vor Baubeginn. Er hat sich »aktiv, mutig und ohne Rücksicht auf die eigene Person eingesetzt« (JAHN, S. 136)



und sollte dadurch auch mehr als fünfzig Jahre nach seinem Tod Vorbild, nicht nur für Wissenschaftler, sein.

Hanau

Michael H. Sprenger

### Biografien, Familien, Genealogie

**Heinrich Jobst GRAF VON WINTZINGERODE: Wintzingerode: Schwierige Prinzen. Die Markgrafen von Brandenburg-Schwedt (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs 62), Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2011, 776 S., ISBN 978-3-8305-1881-5, EUR 78,00**

Landgräfin Philippine (1745–1800), die zweite Gattin Friedrichs II. von Hessen-Kassel und Nichte Friedrichs des Großen, war nach dem Urteil WINTZINGERODES »zwar keine einzigartige Gestalt in der dynastischen Landschaft des späten 18. Jahrhunderts. Aber sie überragte die meisten ihrer Standesgenossinnen sowohl in der zeitgenössischen Wahrnehmung als auch durch ihren weiten Horizont und ihren eigenwilligen, in mancher Hinsicht mutigen Lebensweg« (S. 623). Dieser eigenwillige Lebensweg war es wohl auch, der die Beschäftigung mit ihrer Biographie lange behinderte. Noch 1911 wich Gustav Berthold Volz in Hohenzollern-Jahrbuch einer Auseinandersetzung aus, indem er für ihre Zeit in Hessen und die Witwenschaft in Berlin lakonisch vermerkte: »Was ihre weiteren Lebensschicksale betrifft, so fehlen uns darüber genauere Nachrichten« (Hz-Jb. 15, S. 287–290). Gerade für ihre späteren Jahre in Berlin muß das überraschen, war ihr Palais in der Behrensstraße doch als Begegnungsort der königlichen Familie im Blickfeld der Gesellschaft. Wesentlich mehr berichtete Wolf von Both, aber auch bei ihm blieb das Bild schemenhaft (vonBoth/Vogel: Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel, München 1973, S. 115–119). Einen großen Schritt weiter führte WINTZINGERODE in seiner Magisterarbeit »Philippine von Preußen, Landgräfin von Hessen-Kassel«, die 2005 von der Berliner Humboldt-Universität angenommen, aber leider nicht veröffentlicht wurde. Dieser folgte jedoch 2009 seine Dissertation zur Geschichte der Markgrafen von Brandenburg-Schwedt an der Freien Universität Berlin, die jetzt in leicht überarbeiteter Form als Buch vorliegt. Darin enthalten ein Kapitel von 71 Seiten (S. 552–623, Dokumente S. 697–701, Stammtafeln S. 732–737), welches seine Forschungsergebnisse zur Biographie der Landgräfin zusammenfaßt. Den hessischen Leser erwartet hier allerdings eine Enttäuschung und Anregung zu eigener Arbeit. Einschränkend bemerkt WINTZINGERODE: »Im folgenden wurden die Lebenswege der Prinzessinnen außerhalb ihrer elterlichen Familie lediglich umrissen, womit ein noch zu schreibendes, weiteres Kapitel der preußischen Dynastiegeschichte angedeutet wird. Ausführlicher erörtert werden jene Abschnitte ihrer Biographie, die einen direkten Bezug zur Geschichte der Nebenlinie Schwedt haben oder deren Verhältnis zur Hauptlinie illustrieren können« (S. 521). Dies bestätigt ein Blick in das Verzeichnis der ausgewerteten Archivalien. Intensiv genutzt wurden das Brandenburgische Landeshauptarchiv, das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz und das Brandenburg-Preußische Hausarchiv. Daneben wurde auch Einblick in die Bestände des Landesarchivs Baden-Württemberg genommen, war doch Philipppines Schwester Dorothee mit dem württembergischen Herzog Friedrich Eugen verheiratet. Neu und interessant vor allem ist jedoch die Auswertung der Privatregistratur der Grafen von Wintzingerode, der Familie des Autors, welche nach 1945 in die Außenstelle Wernigerode des Landesarchivs Sachsen-

Anhalt gelangte, und Reste von Philipppines Nachlaß sowie Papiere ihres zweiten Gatten, Georg Ernst Levin von Wintzingerode, enthält. Enttäuschend bleibt, daß die Bestände des Hessischen Staatsarchivs Marburg in dieser Aufzählung fehlen. Manche Fragen hätten von dort vielleicht noch geklärt werden können.

Die Markgrafschaft Schwedt war eine abgeteilte Herrschaft ohne Souveränität innerhalb Branden-burgs. Eingerichtet wurde sie für die Linie des ältesten Sohnes zweiter Ehe des Großen Kurfürsten, die bereits 1788 im Mannesstamm wieder erlöschen sollte. Die Landgräfin Philippine war die jüngste Tochter des zweiten Markgrafen dieser Linie und seiner Gattin Sophie, einer Schwester Friedrichs des Großen. Ihre Ehe mit dem 25 Jahre älteren Landgrafen war 1773 ein Akt der politischen Opportunität. Friedrich II. von Hessen-Kassel war im Vorjahr verwitwet, hatte aber seit Bekanntwerden seines Übertritts zum Katholizismus (1754) von seiner Gattin getrennt gelebt. Neue Prioritäten wurden durch die Eheschließung nicht gesetzt. Auch war die Thronfolge durch drei Söhne aus der ersten Ehe bereits gesichert. Ganz Unrecht hatte der Tagebuch schreibende preußische Kammerherr Graf Lehndorff sicher nicht, als er meinte, der Prinzessin wäre es nur um eine großzügige Versorgung und dem Gemahl um das Ärgern seiner Kinder erster Ehe gegangen (S. 568). Ähnlich sah es wohl auch Friedrich der Große, der als Chef seines Hauses die Verhandlungen zum Ehevertrag leitete. Als es nicht gelang, in einer Klausel festzulegen, daß die Braut ihr Wittum außerhalb Hessens verzehren dürfte, riet er Philippine, ihre Börse zu Lebzeiten des Landgrafen reichlich zu füllen, sich testamentarisch von ihm üppig bedenken zu lassen und ihr Geld im Ausland anzulegen ( Dokument 56, S. 697 ). Darf man den Memoiren ihres Stiefsohns Heinrich Levin von Wintzingerode glauben, übergab Philippine ihrem frisch gebackenem Ehemann obendrein ein ärztliches Attest, wonach eine Schwangerschaft unweigerlich tödlich verlaufen würde (S. 569). Erstaunlich und rätselhaft bleiben in dieser Ehe die Geduld und die Nachsicht des Landgrafen. Selbst als ihm ein Verhältnis seiner Gattin mit dem Hofjunker Georg Ernst Levin von Wintzingerode bekannt wurde, ließ er den Denunzianten, Adolph Freiherr von Knigge, in Ungnade fallen, ohne weitere Schritte zu unternehmen. Im Herbst 1776 brach die Landgräfin zu einer fünfmonatigen Reise nach Mömpelgard in die Freigrafschaft Burgund auf. Dort lebte ihre mit Friedrich Eugen von Württemberg verheiratete Schwester Dorothee. Der dort geborene Sohn wurde unter dem bürgerlichen Namen Georg Philippson zunächst in Mömpelgard betreut und später in Stuttgart versorgt. Wintzingerode wurde indessen mit der fünfzehnjährigen Juliane von Fabrice-Westerfeld verheiratet. Seiner Karriere tat der Vorfall keinen Abbruch. Er wurde Rittmeister, Kammerherr und Oberstallmeister in Kassel und nach dem Tode des Landgrafen (1785) Oberhofmeister der verwitweten Landgräfin. Diese übernahm die Patenschaft für seinen Sohn (1778) und seine Gattin als Hofdame. Als Witwensitz wurde Philippine 1786 Hanau zugewiesen, von wo sie unter dem Eindruck des Krieges mit Frankreich 1792 nur allzu gern nach Berlin übersiedelte. Als 1794 auch Wintzingerode verwitwete, wurde der Weg zur Verehelichung des alternden Paares frei. Mit Genehmigung des Königs fand die Hochzeit diskret auf dem Wintzingerodischen Schloß Bodenstein statt. Als Philippine wenige Jahre später starb, wurde Wintzingerode ihr Testamentsvollstrecker und Haupterbe.

Eine Episode des Rokoko! Nicht blutig, wie die Königsmarck-Tragödie in Hannover oder Struensees Ende in Kopenhagen, auch keine Verbannung nach Stettin, wie 1769 bei der preussischen Kronprinzessin, aber vielsagend für den hohen Wert, welchen man zu dieser Zeit in Kassel auf die guten Beziehungen zu Preußen legte.

Marburg

Hans-Jürgen Scholz

Holger EHRHARDT (Hg.): *Dorothea Viehmann*, Kassel: Euregio Verlag 2012, 160 S., ISBN 978-3-933617-51-4, EUR € 20,00

Das 200-jährige Jubiläum der ersten Publikation der Kinder- und Hausmärchen durch die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm hat der literaturwissenschaftlichen und geschichtlichen Forschung nach den Ursprüngen und Wegen der Märchen neuen Auftrieb verliehen. Institutionell verankert ist sie seit 2012 im Institut für Germanistik der Universität Kassel mit der »Stiftungsprofessur zur Erforschung des Lebens und Wirkens der Brüder Grimm«, die der Herausgeber des hier vorliegenden Sammelbandes innehat. Erschienen ist die Schrift in der Reihe »Die Region trifft sich – die Region erinnert sich«. In sieben Beiträgen erschließen Holger EHRHARDT (Kassel), Heinz RÖLLEKE (Wuppertal), Natacha RIMASSON-FERTIN (Grenoble), Karl-Hermann WEGNER, Vera LEUSCHNER und Christian PRESCHKE (alle drei Kassel) die Persönlichkeit und die Bedeutung der Dorothea Viehmann (1755–1815), auf die sich die Brüder Grimm als zwar nicht einzige, aber sehr wichtige Quelle ihrer Hausmärchen, insbesondere für den zweiten Band, beziehen. Die literarische und wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung der Kinder- und Hausmärchen ist im Dezember 2012 in dem internationalen Kongress »Märchen, Mythen und Moderne: 200 Jahre Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm« an der Universität Kassel umfassend untersucht worden.

Nach dem einleitenden Beitrag des Herausgebers zu Herkunft und Leben der Dorothea Viehmann widmen sich die beiden literaturwissenschaftlichen Beiträge von Heinz RÖLLEKE und Natacha RIMASSON-FERTIN der literaturhistorisch wichtigen Frage der hessischen, hugenottischen oder französischen Herkunft ihrer Märchen, die interessanterweise unterschiedlich beantwortet wird. Karl-Hermann WEGNER ordnet anschließend ihre hugenottische Herkunft in den Kontext der Eingliederung dieser Flüchtlingsgruppe in die Gesellschaft Hessen-Kassels des 18. Jahrhunderts ein. Aus kunsthistorischer Sicht betrachtet Vera LEUSCHNER die Bildnisse der »Viehmännin« und deren Entwicklung bis in die Gegenwart. Christian PRESCHKE schließlich untersucht aus architektur- und wirtschaftsgeschichtlichen Blickwinkeln die Örtlichkeiten der Knallhütte südlich von Kassel, in der Dorothea Viehmann aufwuchs und ihrerseits die Märchen erfuhr. Wiederum kunsthistorisch von Bedeutung ist die im abschließenden Beitrag von Holger ERHARDT erstmals vorgestellte Wiederentdeckung eines Altersbildes der Dorothea Viehmann von Ludwig Emil Grimm.

Die Begleitung der beiden Germanisten-Brüder durch ihren Maler Bruder Ludwig Emil Grimm ermöglicht es, die Entstehung der Kinder- und Hausmärchen nicht nur in schriftlichen Quellen, sondern auch im zeitgenössischen Bild zu erleben – ein seltener Glücksfall in der Literaturgeschichte. Durch die sorgfältige Analyse der Bedingungen und Umstände der schriftlichen Aufzeichnung der mündlichen Vorgaben, an der nur im Fall der Dorothea Viehmann alle drei Brüder beteiligt waren, lässt sich die Entstehung dieses sowohl literarisch als auch – vor allem für die Germanistik – wissenschaftsgeschichtlich wichtigen Werkes differenziert nachverfolgen. Selbst die unterschiedlichen Auffassungen Jacob und Wilhelm Grimms über das für die Aufzeichnung der Erzählungen zu wählende Verfahren werden nachvollziehbar. Etwas mehr Aufmerksamkeit hätte man der Wohnung der Brüder Grimm in der Kasseler Johannissgasse (Marktgasse) widmen können, in der 1813/14 die »Viehmännin« ihre Märchen erzählte. Jeder Verfasser der allesamt gut lesbaren und zugleich wissenschaftlichem Standard entsprechenden Beiträge entwickelt eine eigene Perspektive auf die Titelheldin und regt zu weiteren Forschungen an. Der Leser bekommt einen vielseitigen Blick sowohl auf die Person der Dorothea Viehmann

als auch die Bandbreite der Annäherungsmöglichkeiten. Überflüssig und störend ist lediglich das wiederholte ausführliche Zitieren der Grimm'schen Einleitung der Kinder- und Hausmärchen. Zahlreiche gute Illustrationen und Karten und ein Anhang mit wertvollen zusätzlichen Informationen und Quellen, aber leider keinem Register, runden dieses erfreuliche, sowohl interessierten Laien als auch Wissenschaftlern zu empfehlende Buch ab.

Kassel

Friedrich Frhr. Waitz von Eschen

**Monika GRAULICH, Claudius HÄRPFER, Gerhard WAGNER (Hg.): Henriette Fürth, Streifzüge durch das Land eines Lebens. Autobiographie einer deutsch-jüdischen Soziologin, Sozialpolitikerin und Frauenrechtlerin (1861–1938) (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 25), Wiesbaden: Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 2010, 352 S., 26 s/w-Abb., 2 Stammtafeln, ISBN 978-3-921434-30-7, EUR 39,00**

»Mein Leben als Ganzes? Kein Ganzes. Autodidaktisch in allen Stücken. Gehemmt als Frau, als Jüdin und Sozialistin.« (S. 320) Dieser resignierte Satz eröffnet den letzten Abschnitt der »Streifzüge« der erfolgreichen Sozial- und Frauenpolitikerin Henriette Fürth. Sie beginnt ihre Lebensdarstellung stolz mit ihrer Herkunft (S. 3): »Dem Uradel der Welt entstamme ich ... Dem doppelten Uradel. Mein Vater ... Spross des Priesterstammes, und zwar ... seines vornehmsten Zweiges ... Die Mutter aus dem Stamme Levi.«

Ihre Erinnerungen hat Henriette Fürth (1861–1938) an ihrem 70. Geburtstag 1931 begonnen und 1933 beendet; der Schrecken der Nazizeit klingt nur an, als sie selbstbewusst auf das Abstimmungsverhalten ihrer Partei, der SPD, am 5. März verweist und fortfährt: »von heute sonst nichts. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht« zitiert sie Schiller (S. 322).

Diese Autobiographie hatte Henriette Fürth für ihre Familie geschrieben; die letzte lebende Schwiegertochter in Israel übergab eine Kopie dem Jüdischen Museum in Frankfurt; als sie 1997 starb, hat ihr Verwandter die Erinnerungen zur Veröffentlichung freigegeben. Der Text wurde minimal überarbeitet, es sollte ein lesbares und verständliches Buch entstehen, keine historisch-kritische Ausgabe. Ein über zwölfseitiges Verzeichnis der Veröffentlichungen Henriette Fürths wie ein Namensregister schließen das Buch ab.

Der Text besteht aus drei etwa gleich großen Teilen: Jugend und Familie (Kapitel »Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt« und »Ich«), das öffentliche Wirken (»Mein öffentliches Wirken«, »Menschen, Geschehnisse und Begegnungen«) und Begegnungen mit anderen Menschen (»Vortragererlebnisse und Begegnungen«). Henriette Katzenstein wuchs in Gießen auf, wo ihr Vater, dessen Familie seit Generationen in Heinebach bei Rotenburg/Fulda gelebt hatte, einen Holzhandel betrieb. Sie verstand sich »nicht nur (als) *Jüdin*, ich war zuerst und *vor allen Dingen Deutsche*« (S. 107). Mit 19 Jahren heiratete sie den Verwandten Wilhelm Fürth, der an einer Lederhandlung in Frankfurt beteiligt war, aber bald sein Vermögen verlor; er verdiente nun ein geringes Einkommen als Sekretär des Israelitischen Hilfsvereins und Wohnungsinspektor einer Wohnungsgesellschaft; offensichtlich war er nicht sehr lebensstüchtig. Die Familie war anfangs auf Henriette Fürths ebenfalls spärlichen Verdienst durch »Handlangerdienste« bei der Centrale für private Fürsorge angewiesen, dann aber vor allem auf Einkünfte aus Veröffentlichungen sowie Vorträgen. Frankfurt war zeitlebens Mittelpunkt von Henriette Fürths Wirken. Sie brachte acht Kinder zur Welt, von denen sechs die Nazizeit überlebten (zwei wurden mit ihren Ehemännern samt zwei Enkeln in Auschwitz und Sobibor ermordet). Als Kind wurde sie einmal

beschimpft, zu Hause angekommen »brach es aus mir...: ›Ach, wenn ich doch die verdammte Judennas' net hätt!« Die folgende Ohrfeige der Mutter hat ihr für ihr »ganzes Leben gut getan« (S. 11). Sie wehrte sich immer gegen die von vielen geforderte Assimilation der Juden. »Brauchen wir deutschen Juden uns *anzugleichen*? Anzugleichen? An was? Wir *sind Deutsche*.« (S. 101) Was sie als ihren Glauben darstellt, war der Deismus der Klassik. Sie hat sich zweitweise im jüdischen Vereinswesen engagiert, zog sich aber bald zurück, weil sie sich bestimmten orthodoxen Auffassungen nicht unterwerfen wollte. Sie hatte 1910 in einem Vortrag erklärt, keine grundsätzlichen Bedenken gegen die »Mischehe« zu haben (später revidierte sie diese Ansicht), was zu ihrem Ausschluss aus der jüdischen Fürsorgearbeit führte (S. 111–114).

Während ihrer ersten Ehejahre »war ich unzufrieden [ungeachtet der gern wahrgenommenen Mutterpflichten, D. W.]. Unzufriedenheit ist ... das Agens der Welt ... satte Zufriedenheit ... ist mit Fortschreiten und Weiterkommen unvereinbar« (S. 126) Die 27-jährige Mutter von damals vier Kindern ärgerte sich über einen Artikel in der sozialdemokratischen Zeitschrift »Die Neue Zeit« zu Strindberg und seine Stellung zu den Frauen; sie schrieb einen Leserbrief (um 1888), der veröffentlicht wurde. Sie merkte nun, wollte sie öffentlich wirken, was ihr an Ausbildung fehlte, der Vater hatte ihr eine Lehrerinnenausbildung verwehrt; sie arbeitete hart und eignete sich ihre Bildung autodidaktisch an. Sie engagierte sich in frauen- und sozialpolitischen Fragen. 1897 gewann sie den ersten Arbeiterinnenstreik, den der Isenburger Wäschereiarbeiterinnen. Um 1900 trat sie offiziell der SPD bei. Es gab kein frauenrelevantes Thema, in dem sie sich nicht engagiert hätte, besonders kümmerte sie sich um Ziehkinder, Mutterschutz, Mutterschaftsversicherung, geschlechtliche Aufklärung, Geschlechtskrankheiten u. a. m. Sie war sehr eigenständig und hatte keine Hemmungen, auch mit wichtigen Frauenrechtlerinnen wie Helene Stöcker in Streit zu geraten (S. 158–166). Sie war Antipodin und Freundin der radikalen Clara Zetkins: diese schrieb ihr 1901, sie stehe in den Reihen der Proletarier, Henriette Fürth aber müsse auf Grund ihrer Lebensumstände in der bürgerlichen Welt für die gemeinsame Sache wirken (S. 256 f.). Im Bund für Mutterschutz kämpfte sie gegen die Propaganda der freien Liebe und vertrat demgegenüber das Prinzip der freien Ehe (lösbarer freier Vertrag). Sie arbeitete im Weltkrieg in der Kriegsfürsorge, rief u. a. die erste Kriegsküche ins Leben und einen Verein für entlassene junge Frauen und war im Lebensmittelamt tätig. Sie kandidierte 1919 für die Nationalversammlung und wäre beinahe gewählt worden; dann wurde sie Stadtverordnete in Frankfurt. Dort war sie durch ihre Selbstständigkeit nicht von allen gern gesehen: so schlug sie öffentlich angesichts der allgemein sehr hoch gestiegenen Preise und des Wohnungsmangels eine Mietpreiserhöhung für Altbauten vor, deren Hauptteil die Stadt Frankfurt für den Neubau von Wohnungen bekommen sollte – die Fraktion rügte sie. Sie wurde 1924 nicht mehr aufgestellt. 1931 erhielt sie die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt.

Henriette Fürth hat im dritten Teil der Erinnerungen ihre Beziehungen zu zwanzig Menschen des öffentlichen Lebens näher charakterisiert, unter anderem Friedrich Naumann, Wilhelm Liebknecht, Cäsar Flaischlen und Clara Zetkin. Immer entwirft sie ein sehr persönliches Bild der Begegnungen und würzt ihre lebhaften Schilderungen meist mit charakteristischen Anekdoten.

Ihre »Streifzüge« lassen das Leben einer beispielgebenden Frau des ausgehenden 19. Jahrhunderts und der ersten dreißig Jahre des 20. Jahrhunderts lebendig werden. Sie schildert die Geselligkeit ihrer Familie; sie streut in den Text viele Gelegenheitsgedichte ein, die sie aus persönlichen wie politischen Anlässen verfasste und vortrug; Auszüge aus ihren Briefen oder Briefen an sie geben ihrer Darstellung zusätzliche Farbe. Sie reflektiert ihre Positionen sehr pragmatisch. Es entsteht das Bild einer Frau, die unpräventiös, aber stolz auf ihre Leistungen ihr Leben und ihre Sicht der Verhältnisse darstellt. Es ist zu wünschen, dass diese »Streifzüge« das

Interesse möglichst vieler Menschen finden, denn diese Autobiographie ist nicht nur wichtig für Spezialisten der deutsch-jüdischen Geschichte, sondern für jeden Menschen, der sich eine Vorstellung der wilhelminischen und Weimarer Zeit machen will. Henriette Fürth war eine große Politikerin und ein großer Mensch.

Bad Nauheim

Dieter Wunder

**Walter MÜHLHAUSEN:** »Das große Ganze im Auge behalten«. Philipp Scheidemann Oberbürgermeister von Kassel 1920–1929 (VHKH 46,12; Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen 37), Marburg: HIKO 2011, 207 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-942225-11-3, EUR 18,80

Am Ende steht, wie sich das für ein ordentliches Buch gehört, die Bilanz. Sie wägt ab, verzeichnet pro und contra, Soll und Haben. Das fällt bei Philipp Scheidemann und dessen Wirken als Oberbürgermeister in Kassel nicht ganz leicht. Die Spuren, die er in den wenigen überlieferten, recht fragmentarischen Akten hinterlassen hat, sind rar. Umso schwerer wiegen Urteile, die Zeitgenossen und Weggefährten über ihn gefällt haben. Albert Grzesinski, der Berliner Polizeipräsident und zeitweilige Innenminister in Preußen, der ihn gut kannte, hielt ihn für »gewandt, etwas oberflächlich und für ernste Verwaltungsarbeit nicht sonderlich geeignet«: Er habe nicht das mitgebracht, »was in den Jahren 1919 bis 1925 von der Spitze einer Kommunalverwaltung wie Kassel und besonders von einem Sozialdemokraten erwartet wurde.« Diese Äußerung kann man durchaus als – unausgesprochene – Selbstkritik aus der Retrospektive lesen, denn Grzesinski war es schließlich gewesen, der Scheidemann überhaupt erst als Kandidat ins Spiel gebracht hatte.

Über dessen Amtsführung waren auch unter den Kasseler Genossen schon früh skeptische Töne laut geworden. Bemängelt wurde seine häufige Abwesenheit, was implizierte, dass er sich nicht genügend um die Belange der täglichen Arbeit kümmere. Scheidemann hat darauf mit der ihm eigenen Unverblümtheit reagiert. Er habe »keine Lust«, sich »irgendwelche Albernheiten gefallen zu lassen«, notierte er im April 1921: »Falls sich die guten Leute einbilden, dass ich mich dadurch selbst tot mache, indem ich mich Tag und Nacht in gleichgültigen Akten vergrabe, dann sind sie auf dem Holzwege.« Jedermann habe bereits vor der Kür gewusst, dass er kein »Aktenwurm« sei. Aus dieser Bemerkung mochte gekränkte Eitelkeit sprechen, zugleich jedoch eine gewisse Missachtung gegenüber der Aufgabe, die er – freiwillig und ohne Not – übernommen hatte. Auf derselben Linie lag, das er in seinen ansonsten breit ausladenden Memoiren über die konkrete Tätigkeit als Stadtoberhaupt kein Wort verloren hat. Möglicherweise war da wirklich nichts, worüber sich gelohnt hätte zu berichten. Jedenfalls war er im Nachhinein über seine Entscheidung, nach Kassel gegangen zu sein, alles andere als glücklich. Dem Berliner Journalisten Ernst Feder vertraute er im November 1928 an, er sei dadurch »ganz aus dem Zentrum der Ereignisse« verdrängt und »in der Partei beiseite geschoben« worden. Gerade dies freilich hatte er durch Beibehaltung seines Mandats im Reichstag verhindern wollen, was wiederum zu den Ursachen seiner prekären Position in Kasseler Rathaus beitrug. Insofern dürfte nicht völlig abwegig sein, dass er das Amt in der hessischen Provinzhauptstadt eher »faute de mieux« denn aus innerster Überzeugung angetreten hatte.

Walter MÜHLHAUSEN macht um derlei Urteile keinen Bogen, schließt sich ihnen jedoch nicht an. Sein Resümee läuft auf einerseits, andererseits hinaus, wobei das andererseits mehr

Gewicht erhält als das einerseits. Gewiss, konzediert er, Scheidemann war kein Verwaltungsmensch, keiner, der mit Leidenschaft Akten lesen, sich in die Details kommunalpolitischer Abläufe vertiefen mochte. Wie aber lässt sich dann auf der lokalen Ebene Politik betreiben? Ganz einfach: Indem man sich als Generalist geriert, der das »große Ganze« vor Augen hat. Was aber war zwischen 1919 und 1925 das »große Ganze« in einer Stadt wie Kassel? Völlig klar wird das nicht. Die Errichtung und Einweihung des Flussbads an der Fulda war es vermutlich nicht, eher schon die Sanierung und der Ausbau der Infrastruktur, die während des Krieges vernachlässigt worden war: die Versorgung der Bevölkerung mit Energie und Wohnraum, die Sicherung der Ernährung, Daseinsfürsorge und Daseinsvorsorge, was in den Jahren unaufhaltsam voranschreitender Geldentwertung, auf dem Höhepunkt der Inflation im Herbst 1923 zumal, zunehmend schwieriger zu bewerkstelligen war. Dies alles wird zu Recht hervorgehoben, aber Kassel unterschied sich darin nicht von anderen Großstädten, und eines neuen, ja »modernen« Typus von Oberbürgermeister, der die Richtlinien der Politik bestimmt und deren Implementierung den nachgeordneten Behörden überlässt, bedurfte es dazu nicht. Natürlich ging es nicht darum, die Einzelheiten der »Abwassersatzungsänderung eigenhändig zu planen«, wie MÜHLHAUSEN etwas abschätzig schreibt, aber um die Ausfüllung dessen, was die Städteordnung von 1897 im Paragraphen 63 verlangte, daß nämlich der Bürgermeister den »Geschäftsgang der Verwaltung« kraft seines Amtes und seiner Person »leitet und beaufsichtigt«: darum ging es schon. Und dazu musste man sich einarbeiten, sich mit den Eigentümlichen kommunalen Verwaltungshandeln vertraut machen, eben das tun, wozu Scheidemann nicht bereit war: Akten studieren und nicht nur Reden halten, Kommissionssitzungen leiten, Aufgaben nicht nur delegieren, sondern sich auch um deren Lösung kümmern. Scheidemann wollte beides, die Position in Kassel und zugleich die Bühne der großen Politik in Berlin. Seine Abgeordnetentätigkeit aufzugeben, ist ihm nicht in den Sinn gekommen. Das war ein politischer Fehler, angesichts der Probleme, die es in Kassel zu bewältigen galt, auch unverantwortlich. Scheidemanns Anteil an der städtischen Politik ins Licht zu heben, ist jedenfalls nicht leicht. »Eigene Akzente« habe er offenbar nicht gesetzt, hat schon Thomas Baum gemeint, eine Vermutung, die der Autor ausdrücklich und zustimmend zitiert, um sogleich Zweifel anzumelden, ob man in diesem Zusammenhang von mangelnder »Fortüne« sprechen dürfe. Den Begriff mag man ablehnen, aber an der Sache ändert sich dadurch nichts, denn Scheidemann war in Kassel weder Glück noch nennenswerter Erfolg beschieden.

Dies hatte seinen Grund nicht zuletzt in den Krisen der Nachkriegsjahre, in einer überhitzten Atmosphäre, die durch die Agitation der politischen Gegner fortwährend neue Nahrung erhielt. Scheidemann war konfrontiert mit einer bürgerlichen Einheitsfront, die ihn als prominenten Repräsentanten der verachteten Republik vehement bekämpfte, mit Kübeln von Verleumdung und Schmutz überschüttete. Das machte es nicht leichter, kühlen Kopfes die Geschäfte im Rathaus zu führen. MÜHLHAUSEN gewährt den gegen den OB gerichteten Kampagnen völlig zu Recht den ihnen gebührenden Raum, zeigt sehr eindringlich die Schattenseiten dessen, was als Politisierung der Kommunalpolitik daherkam. Das begann 1919 mit der Wahl, setzte sich am Pfingstsonntag 1922 mit dem Blausäureattentat im Park von Wilhelmshöhe fort und endete 1925 mit der auf unlautere Weise erzwungenen vorzeitigen Pensionierung: Ereignisse, bei denen namentlich die Deutschnationalen jedes Gefühl für Anstand und Würde, auch für die Notwendigkeiten des Gemeinwesens, vermissen ließen. Dass die Linksliberalen mit solchen Leuten paktierten, ist bemerkenswert. Zwar gab es punktuelle Kooperation mit der SPD, aber eine Konstellation, vergleichbar der Weimarer Koalition auf Reichsebene, kam in Kassel nicht zustande.

Warum das so war, warum sich die Interessen des ›bürgerlichen‹ so unversöhnlich mit denen des ›proletarischen‹ Lagers im Raum stießen: Dies wäre ein lohnendes Thema für eine weitere Studie. Walter MÜHLHAUSEN liefert dafür mannigfache und hoch willkommene Anregungen. Dies trotz der im Einzelnen abweichenden Wertungen gebührend zu würdigen, ist ein Gebot der Fairness: Über Scheidemanns Wirken in Kassel dürfte sich mehr als das, was hier kenntnisreich ausgebreitet worden ist, nicht in Erfahrung bringen lassen.

Hamburg

Jens Flemming

**Gerhard MENK: Landesgeschichte, Archivwesen und Politik. Der hessische Landeshistoriker und Archivar Karl Ernst Demandt (1909–1990) (Schriften des hessischen Staatsarchivs Marburg 21), Marburg: HStAM 2009, 20 s/w-Abb., ISBN 3-88968-201-2, EUR 12,00**

»Der immer exquisite Stilist Demandt« (S. 55) ist glücklicherweise nicht mehr in den zweifelhaften Genuss der Lektüre dieser kleinen Publikation gekommen: Die 170 Textseiten bieten zwar unbestreitbar wichtige Erkenntnisse über den »Übervater« (S. 130) der hessischen Landesgeschichte, der nach 1945 »das beste Stück landeshistorischer Kompetenz« (S. 152) gewesen sei, aber sie bereiten keinerlei Lesegenuss. MENKS Stil schwankt zwischen professoralem Duktus und alltagssprachlichen Wendungen, wirkt an mancher Stelle altjüngferlich, an anderer verquast: Da wird in Schubladen gegriffen, Nägel werden auf den Kopf getroffen, etwas fällt ins Auge, wenn es nicht vorher schon darin war; dann erscheint einer auf dem hohen Ross des Archivars, Winke von Zaunpfählen verpuffen, während anderes am Köcheln gehalten wird und ein Torso sich nicht verflüchtigt, um in einem Buch zu Ende zu kommen – die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen. Eingestreute lateinische Zitate, völlig überalterte juristische (und im übrigen unpassende) Begrifflichkeiten und Bemerkungen über Hegels Dialektik (S. 159) sollen die Belesenheit des Verfassers belegen. Schwer erträglich ist die inflationäre Verwendung des Begriffs »seinerzeit« – allein auf S. 123 taucht er viermal auf; auch die Wiederholungen von Füllwörtchen und Begriffen in ein und demselben Absatz steigern die Lesefreuden nicht.

Demandt mag Kritik »auf der untersten Ebene des Möglichen« (S. 156) geübt haben, als er in einer Rezension den Mangel an bibliographischen Angaben kritisierte – jedoch auch in MENKS Biographie hätten Anmerkungsapparat und Literaturverzeichnis stark redigiert werden sollen. Ein Verzeichnis der Abbildungen fehlt ebenso wie ein Personenindex, in dem auch Lebensdaten und ggf. Berufsbezeichnungen hätten vermerkt werden können.

Dergleichen Mängel sind das eine, ein anders ist der Tatbestand, dass die Studie den Anforderungen an die moderne Biographik nicht genügt. Obwohl sich gerade in den vergangenen Jahren die Biographieforschung außerordentlich differenziert hat (KLEIN 2002, ETZEMÜLLER 2006), verweigert MENK jegliche theoretische und methodische Reflexion über biographisches Schreiben. Daher legt er eine Lebensbeschreibung vor, wie sie altbackener kaum sein könnte. Das Leben, oder besser die berufliche Karriere des Protagonisten wird einfach nacherzählt.

MENK stützt sich vor allem auf Demandts Nachlass im Staatsarchiv Marburg, der zum größten Teil aus wissenschaftlicher Korrespondenz besteht, auf amtliche Akten wie die Promotions- und die Entnazifizierungsakte und auf Demandts unveröffentlichte autobiographische Aufzeichnungen. Briefe der Eheleute Demandt, Korrespondenzen mit den Söhnen, anderen Verwandten oder Freunden wurden nicht herangezogen. So erfährt der Leser über Demandts Familie wenig, auch über den Freundes- und Bekanntenkreis kaum etwas. MENK lässt immerhin wissen, dass



Demandts Freunde, der Marburger Archivar Vaupel (1894–1945) ein »ausgesuchter Bildungsbürger« (S. 69) und der gemeinsame Kollege Korn (1898–1955) mit einer »höchst lebendigen« (S. 40) Frau verheiratet gewesen seien – und nicht mit einer verstorbenen. Eine angemessene Quellenkritik der Ego-Dokumente fehlt, darüber hinaus kommt MENK mitunter zu fragwürdigen Einschätzungen und Beurteilungen. Er attestiert Demandt beispielsweise durch seinen »ungewöhnlichen Geburtsort« eine Neigung zu »immer möglichst weit gezogenen Horizonten« (S. 9) sowie eine »angekränkelte Seele« (S. 160). MENK meint, dass der führende hessische Landeshistoriker zum einen unter der Dominanz der Marburger Mediävisten gelitten habe und zum anderen 1974 durch eine Rezension von Friedrich Knöpp an die »bewegenden Monate des Herbstes 1958« (S. 161) erinnert wurde, als seine Beförderung zum Direktor des Hauptstaatsarchivs Wiesbaden misslang.

Die biographische Studie zerfällt in zwei etwa gleich große Teile. Der erste ist Demandts Leben bis zum Jahr 1948 gewidmet (S. 22–103). Es ist MENK zuzustimmen, dass die politische Orientierung seines Protagonisten einer genaueren Untersuchung bedarf, zumal wichtige Weichenstellungen für den weiteren Lebensweg vorweggenommen wurden. Die Umstände von Demandts Kindheit und Jugend sind für den Verf. Begründung genug, um die Hinwendung zum Nationalsozialismus zu erklären. Demandt, der seit seinem fünften Lebensjahr von Pflegeeltern in Niedenstein und Lüdenscheid aufgezogenen wurde, war »in Ermangelung eines festen Bezugspunktes im Elternhaus eigentlich beständig an (!) Suche nach Orientierung« (S. 33) und bereits mit 16 Jahren politisch rechts zu verorten, weil er sich dort »Halt und Sicherheit« (S. 35) erhoffte. Diese Argumente für den frühen Eintritt in die NSDAP (1927, wieder 1939) und deren Organisationen liefert Demandt im Rahmen seiner Entnazifizierung selbst: MENK übernimmt sie unreflektiert.

Demandt studierte Geschichte, Germanistik und Kunstgeschichte in Tübingen und Marburg. Er wurde an Allerheiligen 1933 vom Leiter des Staatsarchivs Marburg promoviert und trat noch am selben Tag in die SA ein. 1934/1935 nahm er an der Ausbildung zum Archivar im Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung in Berlin-Dahlem teil. Über Kurskollegen wie Lehrpersonal hat Demandt sich in seinen unveröffentlichten und undatierten (?) Erinnerungen, die den Titel »Mein Leben als Archivar« tragen, geäußert. MENK zitiert reichlich daraus; besondere Aufmerksamkeit erweckt seine Einschätzung, dass der überzeugte Nationalsozialist Demandt bei der Charakterisierung seines Lehrers Dr. Ernst Posner – der wegen seiner jüdischen Herkunft 1935 zwangspensioniert, 1938 im KZ Sachsenhausen gefangen gehalten wurde und 1939 in die USA emigriert war – »als einen Mann »von äußerster Gewandtheit und Sicherheit, moquant und geistvoll«« (S. 56) zugleich sich selbst beschrieben habe. Chronologisch fortschreitend beschreibt MENK dann detailfreudig die Querelen um die Drucklegung von Demandts Dissertation, die »im Oktober 1938 als Dissertationstext gedruckt« vorgelegen habe und »auch als abgeschlossenes Buch« erschienen sei (S. 62). Im selben Jahr ist Demandt der Waffen-SS bei- und 1939 aus der Kirche ausgetreten.

Im folgenden geht MENK auf Demandts Publikationen und seine beruflichen Anfänge ein. Er betont, dass Demandt und sein Kollege Grotfend »die Fahne des Nationalsozialismus im ansonsten eher unpolitisch wirkenden Marburger Kollegium so hoch [hielten], wie ihnen dies als den jüngsten Mitgliedern nur möglich war.« (S. 70). Die ersten Jahre als Archivar habe Demandt »als goldene Jahre« gesehen, weil er, wie MENK psychologisiert, »in Marburg zuerst einmal jene Bindungen fand, die er seit seiner frühesten Jugend in Schule und Universität immer – und manchmal wohl auch verzweifelt – gesucht hatte« (S. 72). Es fällt in diesem Zusammenhang auf,

dass der Verf. Demandts Heirat und die Gründung der eigenen Familie nur en passant erwähnt. Immerhin meint er, dass Demandt seine Rolle als Familienvater genossen habe – obwohl oder gerade weil die Familie gar nicht in Marburg bei ihm lebte, bleibt allerdings offen.

Im Catalogus Professorum der Universität Marburg von 1979 ist für die Jahre von 1940 bis 1948 angegeben, dass Demandt Wehrmichtsangehöriger war und in Gefangenschaft geriet. MENK weist hier auf ein »kleines Täuschungsmanöver« (S. 76) hin. Im 3. Kapitel beschreibt er Demandts Militärdienst in der SS und die Entnazifizierung. Demandts Eintritt in die Waffen-SS begründet MENK mit dessen Selbstverständnis als Angehöriger der geistigen und politischen Elite, der übersehen habe, dass es sich bei der Organisation »zuerst einmal um eine (!) jenseits aller zivilisatorischen Errungenschaften der europäischen Kulturtraditionen operierenden, nur ihrem eigenen Kommentar verpflichteten Verband« (S. 79) gehandelt habe. Seinen Irrtum habe Demandt rasch bemerkt, aber »nun mußte er die dicke Suppe auslöffeln, die er sich selbst mit der Umsetzung seiner Elitenvorstellungen eingebracht hatte« (S. 76). Als Mitglied der 3. SS-Panzerdivision Totenkopf hat Demandt 1940 am Frankreichfeldzug und 1941 am Krieg gegen die Sowjetunion teilgenommen; ob er an Ausschreitungen gegen Kriegsgefangene und Zivilisten beteiligt war, ist jedoch unbekannt. Aufgrund einer Verwundung, die ihm Orden und Beförderung zum SS-Untersturmführer eintrug, wurde er von Juli 1942 bis Ende Januar 1943 in das SS-Rasse- und Siedlungshauptamt in Berlin versetzt. Von Frühjahr 1943 bis Mai 1945 war er immer wieder an der Ostfront oder als Ausbildungsleiter in einer Unterführerschule eingesetzt. Bei der Kapitulation bekleidete er den Rang eines SS-Hauptscharführers.

Im Rahmen der Spruchkammer-Prozesse hat Demandt sich über sein Verhalten im Dritten Reich geäußert. Ein eindeutiges persönliches Schuldbekennnis in schriftlicher Form liegt nicht vor, vielmehr weist MENK nach, dass Demandt sich geradezu beschwerte, er werde »als Angehöriger einer verbrecherischen Organisation verfeimt, des Amtes entsetzt und von den neuen Marburger Archivaren peinlich gemieden« (S. 85) und »trotz reinen Herzens ... zum Verbrecher erklärt« (S. 90). Demandt sollte zunächst als »Hauptschuldiger« angeklagt werden, jedoch wurde er tatsächlich nur als »Belasteter (Aktivist)« angeklagt. Auf Vermittlung des Wiesbadener Archivdirektors Sante, der Berater der amerikanischen Militärregierung war, wurde Demandt beim Spruchkammerverfahren von Fabian von Schlabrendorff verteidigt. Der im Widerstand gegen das Nazi-Regime tätig gewesene Anwalt erreichte, dass Demandt schließlich als »Mitläufer« eingestuft wurde. MENK erläutert, dass Sante, dem er großen Mut (S. 100 f) bescheinigt, weil er sich für Demandt eingesetzt hatte, die Entnazifizierungsmaßnahmen als »Hexenverfolgung« (S. 97, 109), »Humbug« (S. 97) und »so überflüssig wie ein Kropf« (S. 190) abgetan habe. Die intensivere Auseinandersetzung der Archivare mit der nationalsozialistischen Vergangenheit des Berufsstands mahnt MENK in der Einleitung an – ob sie durch Zitierung von Santes Meinung angemessen erfolgt, sei dahin gestellt.

Im zweiten Teil der Biographie fokussiert der Verf. auf Demandts 42-jährige Karriere als Archivar und Landeshistoriker (S. 104–189); deutlich stellt MENK die großen Verdienste des Wissenschaftlers für Hessen heraus. Demandt stieg nach 1948, wie MENK akribisch nachweist, zum »Nestor« (S. 13) der hessischen Landesgeschichte auf, dessen Publikationen, die von S. 201 bis 210 aufgelistet sind, wie ein »Paukenschlag« (S. 112), wie »Monolithe« (S. 11), »Pflöcke« (S. 118) oder »Pfähle« (S. 112) das Terrain markierten. Einem breiteren Publikum ist Demandt durch seine in drei Auflagen erschienene »Geschichte des Landes Hessen« bekannt. Viele seiner Aufsätze spiegeln nach wie vor den gültigen Forschungsstand, daher erscheint es etwas kleinlich, wenn MENK auf Desiderata hinweist (S. 196 f). Über seine wissenschaftliche Tätigkeit hinaus hat sich

Demandt den archivischen Kernaufgaben des Verzeichnens und Regestierens gewidmet, außerdem war er als Gutachter für Kommunalwappen tätig. Auch aus seiner Tätigkeit als Lehrer am Institut für Archivwissenschaft in Marburg sind unverzichtbare Hilfsmittel entstanden. Neben der Würdigung von Demandts publizistischer Tätigkeit, die als »Bienenleiß« (S. 198) in »mönchische[r] Abgeschlossenheit« (S. 192) eingeschätzt wird, erhellt MENK die Querelen um Stellenbesetzungen in den hessischen Staatsarchiven und die Bemühungen um den Direktorenposten beim Landesamt für geschichtliche Landeskunde oder um eine Professur für hessische Landesgeschichte. Blieb die »Gratifikation« durch Beförderung oder Ordinariat ebenso aus wie das Bundesverdienstkreuz, so sind Demandt, wie MENK zeigt, trotz seiner Mitgliedschaft in der Waffen-SS mehrfache Ehrungen wie die Verleihung der Goethe-Plakette (nicht: Medaille S. 166) im Jahr 1973 (nicht: 1963 S. 198) und die Ehrendoktorwürde der juristischen Fakultät der Universität Marburg im Jahr 1982 zuteil geworden.

MENK eignet die Biographie Ministerialrat Helmut Bickelhaupt zu, einem der Förderer von Demandt, der dies allerdings nicht mehr würdigen kann. Bickelhaupt ist bereits im Dezember 2003 verstorben. Möglicherweise möchte MENK mit der Widmung auf den Einfluss der Ministerien für die Errichtung einer Professur für hessische Landesgeschichte aufmerksam machen. Heute wird den hessischen Staatsarchivaren die Erforschung der Landesgeschichte tatsächlich in weit geringerem Maß erlaubt, daher ist der Ruf nach einer solchen Professur durchaus angebracht. Aber hätte MENK die Biographie nicht eher einem Politiker widmen sollen, der die entsprechenden Beschlüsse herbeiführen kann?

Berlin

Pauline Puppel

#### Natur- und Landeskunde

**Thilo F. WARNEKE (Hg.): Lebensraum Habichtswald. Mit Beiträgen von Günter Boller, Jürgen Düster, Jörg Homburg u. a. (Reihe »Die Region trifft sich – die Region erinnert sich«), Kassel: Euregio Verlag 2010, 160 S., zahlr. s/w- u. Farbabb., ISBN 978-3-933617-42-2, EUR 20,00**

Laut aktuellen Angaben des Hessisches Ministeriums für Umwelt, Energie, Landwirtschaft und Verbraucherschutz (vgl. [www.hmuenv.hessen.de](http://www.hmuenv.hessen.de)) liegt Hessen mit einer Waldfläche von 895.000 Hektar, das sind über 42 Prozent der Landesfläche, an der Spitze der Bundesländer. Die Waldverteilung ist dabei freilich sehr unterschiedlich. Während der Waldanteil in der Wetterau und dem Gießener Becken nur 15 Prozent beträgt, liegt er in Odenwald, Spessart, Taunus, Nördlichem hessischen Schiefergebirge und im Weserbergland Waldanteile bei über 50 Prozent.

Für viele Kasseler und Nordhessen ist der sogenannte »Habichtswald« (vgl. [www.naturpark-habichtswald.de](http://www.naturpark-habichtswald.de)), ehemals landesherrlicher Wald und heute überwiegend Eigentum des Landes Hessen, bedeutend als beliebtes Ausflugsziel etwa zum Spaziergehen, Wandern, Klettern oder Skifahren. Zugleich ist er aber auch Lebensraum vieler Tiere und Pflanzen, die teilweise vom Aussterben bedroht sind. Der Habichtswald – der neben einem relativ hohen Buchenanteil von über 65 Prozent weiteren 56 Baumarten eine Heimat bietet, darunter einigen exotischen Exemplaren wie Kork- und Flaumeiche, Mannaesche oder Lebensbaum – ist aber auch Kulturraum, indem sich Spuren vorgeschichtlicher Besiedlung und des frühneuzeitlichen Bergbaus – der hier vor über 470 Jahren begann und damit eines der ältesten Braunkohlereviere Deutschlands ist – erhalten haben. Am Blauen See, einem durch Bergbau entstandenen Gewäs-

ser, befindet sich mit der Künstlernekropole (Skulpturenpark beziehungsweise Grabdenkmäler zeitgenössischer Künstler) ein einzigartiges, gegenwärtiges Kunstprojekt, das zum Nachdenken anregt. Und schließlich ist er eng mit dem größten Bergpark Europas verzahnt, eingebettet zwischen Herkules-Monument und Schloss Wilhelmshöhe. Die unvollständige Aufzählung macht den Facettenreichtum dieses Waldes deutlich.

Über den »Lebensraum Habichtswald« hat der Kunsthistoriker Dr. Thilo F. WARNEKE (Jahrgang 1964) unlängst ein sehr ansprechend gestaltetes Buch herausgegeben. Es vereint elf Beiträge verschiedener Autoren, die den Habichtswald aus einzelnen, spezifischen und persönlichen Blickwinkeln betrachten.

Zu dem in der Reihe »Die Region trifft sich – die Region erinnert sich« der Kasseler Sparkasse erschienenen Band hat Dieter MEHLICH, Vorsitzender des Vorstands der Kasseler Sparkasse ein Vorwort beigesteuert, in dem er zur Intention der Veröffentlichung festhält: »Mit dem vorliegenden Buch über den Habichtswald zeigen wir einmal mehr, wie attraktiv die Region ist, in der wir leben und arbeiten. Die Leser laden wir ein, die vielfältigen Spuren von Vergangenheit und Gegenwart ebenso wie die zeitlose Naturschönheit des Habichtswaldes zu entdecken oder vielleicht auch wiederzuentdecken« (S. 7).

Das vorliegende, mit Schwarzweiß- und Farbabbildungen in brillanter Qualität reichlich illustrierte Buch von Thilo F. WARNEKE ist sehr zu begrüßen, zumal bislang keine zusammenhängende Darstellung über den Habichtswald vorlag. Insgesamt betrachtet veranschaulichen die darin versammelten Beiträge sehr eindrücklich, dass der Habichtswald weit mehr ist als eine »Baumbestandsfläche«, wie es in der forstlichen Fachsprache heißt. Das Buch, das man immer wieder gerne zur Hand nimmt, um darin zu blättern oder zu lesen, kann allen wärmstens empfohlen werden, die sich über diesem für die nordhessische Region so bedeutenden Wald umfassend informieren oder ein anschauliches Bild machen möchten.

Bad Staffelstein

Hubert Kolling

### Religion, Judentum, Kirchengeschichte

**Horst HECKER: Jüdisches Leben in Frankenberg. Geschichte der Gemeinde und ihrer Familien mit Beiträgen über die Juden in Geismar und Röddenau sowie einer Dokumentation des jüdischen Friedhofs, Frankenberg (Eder): Bing & Schwarz Druck und Medien 2011, 592 S., ISBN 978-3-9813837-3-7, EUR 30,00**

Nach der umfangreichen Aufarbeitung der Geschichte der Juden in Wetzlar (Doris u. Walter EBERTZ: Die jüdischen Familien in Wetzlar / Susanne Meinl: »Eine Fahrkarte nach Palästina können Sie haben ...«; beide herausgegeben vom Wetzlarer Geschichtsverein 2010; im Literaturverzeichnis des vorliegenden Bandes nicht erwähnt) war kaum zu erwarten, dass noch einmal eine hessische Stadt ein vergleichbares Großprojekt in Angriff nimmt, zumal die Zeitzeugen allmählich fehlen. Mit dem zu besprechenden großformatigen Werk des Frankenger Stadtarchivars hat nun auch der Geschichtsverein Frankenberg seine Bringschuld für eine weitere Stadt im Land der Täter spät, aber eindrucksvoll erfüllt. Dem fast siebenseitigen, ausführlichen Inhaltsverzeichnis, das einen gewissen Ersatz für den fehlenden Orts- und Personenindex bietet, ist eine Gliederung in drei Teile zu entnehmen: Die Gemeinde, die Familien, der jüdische Friedhof in Frankenberg heute.

Nach Wigand Gerstenbergs Stadtchronik gab es Ende des 13. Jahrhunderts und 1349 Pogrome gegen die Frankenger Juden. Warum dies heute angezweifelt wird, geht aus dem Text nicht hervor. Seit dem 14. Jahrhundert sind Juden in Frankenberg urkundlich nachweisbar. HECKER schildert ihr ausgegrenztes Leben als Schutzjuden, wobei die Zahlung des Schutzgeldes und weiterer Abgaben den kaiserlichen bzw. später territorialherrlichen Schutz keineswegs auch immer tatsächlich bot. Ihre vorübergehende staatsbürgerliche Gleichstellung im Königreich Westphalen (1808–1813) und während der 1848er Revolution wurde immer wieder rückgängig gemacht und hatte erst mit der Reichsverfassung von 1871 Bestand bis 1933. Einen besonderen Abschnitt widmet HECKER zu Recht der sogenannten Böckel-Bewegung, denn der Marburger Bibliotheksangestellte gewann als erster und reichsweit einziger Vertreter des modernen politischen und rassistischen Antisemitismus 1887 ein Reichstagsmandat und zwar als Vertreter des Wahlkreises Marburg-Kirchhain-Frankenberg. Der Kreis Frankenberg zählte somit bis 1898 zu den Hochburgen der Antisemiten. Die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung verlief ähnlich wie in vielen anderen Städten des Deutschen Reiches: kontinuierliche Zunahme mit dem Höhepunkt zwischen 1880 und 1890 (Anteil an der Kreisbevölkerung etwa 2,6%), deutlicher Rückgang in den zwanziger Jahren. 1880 lebten 628 Juden im Kreis Frankenberg, 1925 noch 415. Die jüngeren, gebildeten Juden verließen die Händlerrecke der Kleinstädte. In der Weimarer Republik zeigten sich Stadt und Kreis Frankenberg als treue Wähler der rechtskonservativen DNVP und ab 1930 der NSDAP. Die »Machtergreifung« der Hitlerpartei fand wie bei anderen nordhessischen Kreisen bei der Reichstagswahl 1930 statt. Leider zitiert HECKER nicht aus der Sekundärliteratur die Einordnung der Frankenger Wahlergebnisse. So machte z. B. der Kreis die Verluste der NSDAP vom November 1932 gegenüber dem Juli 1932 nicht mit, sondern legte sogar von 67,9 auf 70,4% zu und rangierte damit unter allen Kreisen des Deutschen Reiches auf dem fünften Rang! Vor dem Kreis Frankenberg liegen drei weitere hessische Kreise: Alsfeld (70,6% für die NSDAP), Lauterbach (72,6%) und Schotten (76,2%); der Kreis Ziegenhain steht in diesem Ranking auf dem 10. Platz (68%). Von daher finde ich es problematisch, die Entwicklung der NSDAP als Parteiorganisation stärker zu betonen als die Wahlergebnisse und zu sagen: »Der Einbruch der NSDAP in den Kreis erfolgte von Süden her. In Gemünden hatte sie eine frühe Hochburg. Dort entstand auch die erste Ortsgruppe im Kreis Frankenberg.« (S. 148) »Bis Anfang der dreißiger Jahre war die NSDAP in Frankenberg zahlenmäßig und organisatorisch nur schwach vertreten.« (S. 149) Wenn die NSDAP am 14.9.1930 in Frankenberg von 39,58% der Wähler die Stimme erhält (im Reich 18,3%), dann bricht nichts von welcher Himmelsrichtung auch immer herein, sondern aus der Mitte, von innen heraus. Dementsprechend finden wir in Frankenberg ab dem 30. Januar 1933 verstärkt alle Arten von Übergriffen und Verfolgung der jüdischen Minderheit: willkürliche in Schutzhaftnahme und Misshandlungen, Beschlagnahme der Schächtmesser, Verhaftung mit anschließender schwerer Misshandlung von zwei Frauen und einem Juden wegen »Rassenschande«, öffentliche Anprangerungen, Zerstörung der Synagoge und Schule, Deportation nach Buchenwald im Zusammenhang mit dem Pogrom, dort ebenfalls Misshandlungen. Das erste Todesopfer war der Lehrer Ferdinand Stern, der nach schweren Misshandlungen im Amtsgerichtsgefängnis Frankenberg ohne medizinische Versorgung ins KZ Buchenwald verschleppt wurde und dort am 14. November 1938 verstarb. Weitere Opfer folgten. Parallel dazu vollzog der Staat die finanzielle Ausplünderung der Juden. Die letzten fünf Juden aus der Stadt wurden am 6. September 1942 nach Theresienstadt deportiert, keiner überlebte. Eine Liste der Juden, die in Frankenberg geboren wurden oder hier gelebt haben und Opfer der Nazis wurden, nennt 39 Namen. Für 37 von ihnen hat der Kölner Künstler Gunter Demnig zwischen 2007 und 2010 Stol-

persteine verlegt. Das Gedenken in der Nazi-Hochburg gestaltete sich nach 1945 entsprechend schwierig. In einer Festschrift von 1972 zum Stadtjubiläum werden Juden nicht erwähnt. Ende 1985 kam in der Stadtverordnetenversammlung die Idee einer Gedenktafel auf, die nach Parteienstreit Anfang 1988 realisiert wurde. Vielleicht im Hinblick auf diese ritualisierte Form des Gedenkens hat Horst HECKER seinem imposanten Werk folgendes Zitat von Paul Spiegel voran gestellt: »Bei fast allen Bestrebungen, Erinnerungs- oder Mahnzeichen für ehemaliges jüdisches Leben in Deutschland zu errichten, wird leider allzu oft übersehen, dass es im wesentlichen, vor der Errichtung von Monumenten, darauf ankommt, die biographischen und geschichtlichen Alltagsmomente einstigen jüdischen Lebens in das gesellschaftliche Gedächtnis zurückzurufen.«

Mit dem Teil über die jüdischen Familien in Frankenberg, Geismar und Röddenau, ergänzt um das Familien- und Einwohnerverzeichnis im Anhang liegen zum ersten Mal die Personendaten und -schicksale der Frankenberger Juden und ihrer Nachfahren vom frühen 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart nahezu vollständig vor. Sie sind die Basis jeglichen Erinnerens, der Scham und des Gedenkens. Für die Nachfahren signalisieren sie Wertschätzung ihrer Familien, für die Forschung ergeben sich vielfältige Anknüpfungs- und Verbindungspunkte. Der dritte Teil dokumentiert den jüdischen Friedhof, der 1937 durch Umstürzen von mehr als einem Dutzend Grabsteinen geschändet wurde und noch einmal Anfang November 1982 (Besprühen mehrerer Grabsteine mit Hakenkreuzen, SS-Runen und antisemitischen Parolen) und Anfang November 1995. Der Magistrat lehnte im November 1949 eine Übernahme der Kosten für die Instandsetzung des Friedhofes ab. Er hatte auch, nachdem das hessische Innenministerium den Kommunen die Pflege der jüdischen Friedhöfe übertragen hatte, die geschmacklose Idee und den Beschluss, die Grabsteine zugunsten eines steinernen Ehrenmals abzuräumen, um den Platz maschinell und kostengünstig pflegen zu können. Dies scheiterte am Einspruch des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden in Hessen. Heute präsentiert sich der Friedhof dank verschiedener Maßnahmen in einem »sehr würdigen Zustand« (S. 100).

Horst Hecker hat sein umfangreiches Werk den jüdischen Männern, Frauen und Kindern gewidmet, die unter der nationalsozialistischen Verfolgung leben, leiden und sterben mussten. Warum brauchen wir solche Bücher? Wir brauchen sie einmal, weil Geschichte keine Schlussstriche kennt. Das Lamentieren, es sei doch schon so lange her wird immer nur im Zusammenhang mit der Nazi-Herrschaft vorgebracht, nie gegenüber der Geschichte der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, der Beschäftigung mit Bismarck, Napoleon oder gar dem Römischen Reich. Die Schlussstrichler wollen meist erst gar nicht anfangen, sich mit dieser Zeit auseinander zu setzen. Sie fürchten, dass die Verstrickung ihrer Familien entdeckt wird. Zum anderen darf seriöse und ehrliche Beschäftigung mit der Vergangenheit unrühmliche Abschnitte nicht ausklammern, sondern muss sich ihnen gerade zuwenden. Wer das Gegenteil betreibt, lädt eine zweite Schuld auf. Zum dritten kann man an diesem Buch lernen, dass Geschichte kein automatisches »inneres Programm« enthält, schon gar nicht die pseudolinke Variante Sklavenhaltergesellschaft, Feudalismus, Kapitalismus, Sozialismus, Kommunismus, sondern dass die Zivilisation ein zartes Gebilde ist, dünn liegt der Firnis der Religion, der Humanität und Vernunft auf ihr und möglich ist immer der Rückfall in die Barbarei, der Bruch mit allen Werten. Selbst das Christentum hat sich als nicht wurzeltief erwiesen. Daher liegt es an jedem von uns, wachsam zu bleiben, sich zu informieren und zu engagieren, sich einzumischen und zu Wort zu melden. Der Satz, der Einzelne könne ja nichts machen, ist falsch und resignativ und will das Nichtstun entschuldigen. Für eine bessere Orientierung halte ich den Satz: »Je mehr Bürger mit Zivilcourage ein Land hat, desto weniger Helden wird es einmal brauchen.« (Franca Magnani) Die Wachsamkeit und

das Engagement gilt heute vor allem gegenüber den Neonazis, die die Menschen verachtende Politik des »Dritten Reiches« vollumfänglich in einem »Vierten Reich« wiederholen wollen. Die Menschenwürde aber ist nicht teilbar. Man kann in einer Gesellschaft nur würdig leben, wenn alle in ihr würdig leben. So gesehen ist das Buch von Horst HECKER auch ein großes Lehrbuch gegen Rassenhass und Menschenverachtung und für Aufklärung, Empathie und Zivilcourage. Hoffentlich.

Schwalmstadt

Bernd Lindenthal

**Annamaria JUNGE: »Niemand mehr da«. Antisemitische Ausgrenzung und Verfolgung in Rauischholzhausen 1933–1942, Marburg: Jonas Verlag 2012, 240 S., 52 Abb., ISBN 978-3-89445-462-3, EUR 20,00**

Die vorliegende Publikation wurde 2009 als Masterarbeit im Studiengang Holocaust Communication and Tolerance am Touro College Berlin eingereicht. Sie entstand aus persönlicher Betroffenheit, denn der Großvater der Autorin gehörte zu den Tätern in Rauischholzhausen und sie hat das Jahrzehnte lange Schweigen im Ort gebrochen. Wichtigste Quellen waren für die Autorin Überlebende der jüdischen Bevölkerung und weitere Zeitzeugen. Im Mai 2011 fand eine öffentliche Gedenkveranstaltung am jüdischen Friedhof statt unter Beteiligung von Dreihausens Pfarrerin Angelika Kaese, vielen Lehrern und Lehrerinnen und Schülern und Schülerinnen der Gesamtschule Ebsdorfergrund sowie den Geschwistern Alfred und Walter Spier als Überlebende des Holocaust. Sechs Schülerinnen und ihre Lehrerin Angela Kafitz hatten sich dem Thema ein weiteres Jahr gestellt und im Mai 2012 eine Informationstafel zum jüdischen Friedhof sowie eine 48-seitige Broschüre zum jüdischen Leben in Rauischholzhausen erarbeitet. Ganz im Sinne von Annamaria JUNGE, die sich eine Fortsetzung der Forschung wünscht.

Jüdische Bevölkerung lässt sich in Holzhausen bereits ab der Mitte des 16. Jahrhunderts urkundlich nachweisen, um 1850 waren es 81 Personen (12,4% der Ortsbevölkerung). Während der Erfolgsjahre des parteipolitischen Antisemitismus befand sich Holzhausen als Gemeinde des Kreises Kirchhain in einer Hochburg dieser Bewegung. Als erster Antisemit zog der Marburger Hilfsbibliothekar Otto Böckel als Abgeordneter des Wahlkreises Marburg-Kirchhain-Frankenberg-Vöhl 1887 in den Reichstag ein und behauptete sein Mandat bis 1912. 1925 hatte die jüdische Gemeinde nur noch 25 Mitglieder, eine Folge der Landflucht der inzwischen breit gebildeten und ausgebildeten jüngeren Juden. Als es im Dorf um die Errichtung eines Kriegerdenkmals für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten ging, beharrte der Pfarrer auf dem Standort vor der Kirche anstatt an einem öffentlichen Platz, wie von der jüdischen Gemeinde gefordert. Diese ließ daraufhin eine eigene Marmortafel anfertigen. Das Kriegerdenkmal nennt bis heute die Namen der sechs Gefallenen aus Rauischholzhausen und Wittelsberg nicht. Diese kleine Episode zeigt den Antisemitismus, der hier wie häufig in Nord- und Mittelhessen nicht erst 1933 in die Dörfer und Städte hereinbrach. Besonders in den Wahlen von 1932 bestätigte der Landkreis seine Hochburgenfunktion für die NSDAP. Nach der Übertragung der Macht auf Hitler kommt es im Dorf sehr schnell zur gesellschaftlichen Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung, zu ihrer Entfernung aus den Vereinen, zur Aufstellung antisemitischer Schilder und auch zu körperlichen Übergriffen. Im Juni und noch einmal Ende des Jahres 1935 ist die Synagoge von innen völlig verwüstet worden. Verschiedene Gegenstände wurden gestohlen, die Thorarollen beim Ortsbäcker verbrannt. Die Synagoge

war anschließend nicht mehr nutzbar. Im Sommer 1937 wurde der Friedhof geschändet und Fensterscheiben an verschiedenen jüdischen Häusern eingeworfen. Bekanntlich fand das Novemberpogrom 1938 in einigen Orten Nordhessens bereits am 8. November statt, so auch in Kirchhain, und hatte damit der Gau Kurhessen für Goebbels Modellcharakter. Zu Ausschreitungen und schweren Zerstörungen an jüdischen Häusern und der Synagoge in Rauischholzhausen kam es in der Nacht vom 10. auf den 11. November. Einigen gelang die Auswanderung, so den Geschwistern Julius, Alfred und Edith Spier mit einem Kindertransport nach England. Manches geschah in Rauischholzhausen in vorauseilendem Gehorsam. So musste Abraham Spier auf eigenmächtige Anordnung des Bürgermeisters unbezahlte Zwangsarbeit leisten, bevor eine entsprechende staatliche Verfügung existierte. Im Herbst 1939 wurde die Synagoge abgerissen, der Friedhof, obwohl mehrfach geschändet, blieb erhalten. Nach dem Pogrom sah sich die jüdische Bevölkerung verstärkt ihrer Isolierung, Verarmung, Entrechtung und Ausbeutung ausgesetzt. Juden mussten in Ghettohäusern Zwangsgemeinschaften bilden. An einem Sonntag, dem 6. September 1942, wurden die letzten neun Juden auf LKWs verladen, wobei unter den Nichtjuden eine ausgelassene Stimmung geherrscht haben soll. Frau JUNGE berichtet aber auch von einigen Akten der Solidarität und Hilfeleistung. Nach der Deportation standen die Haustüren auf. Viele Rauischholzhäuser wollten die Versteigerung der letzten Habe der Juden nicht abwarten und ergingen sich in wilden Plünderungen. Auch die spätere Versteigerung wird von Zeitzeugen als freudiges Ereignis beschrieben und brachte das ganze Dorf auf die Beine. Besonders die Wohnhäuser und Grundstücke der Deportierten waren heiß begehrt. Offensichtlich, entgegen den Beteuerungen der Ahnungslosigkeit nach dem Kriege, zweifelte niemand daran, dass die Vertriebenen endgültig verloren waren. Erschütternd ist das Schicksal der Holocaust-Überlebenden Sara Mendel. Sie kehrte 69-jährig nach 32 Monaten Haft in Theresienstadt zurück und lebte bis zu ihrem Tode 1954 wieder in Rauischholzhausen. Ihre diskriminierende Behandlung durch die Behörden ist ein Lehrstück an antisemitischer Kontinuität in der jungen Bundesrepublik.

Bei allem Respekt für die Qualität des vorliegenden Buches muss der Rezensent zwei kritische Anmerkungen machen. Frau JUNGE wundert sich, dass nach 1933 niemand öffentlich für die Juden das Wort ergriffen hätte. Sie unterstellt, dass hierbei »keine Gefahr von staatlicher Sanktion« (S. 172 und 175) bestanden habe. Anschließend legt sie korrekt dar, dass es im »Dritten Reich« kein Recht gab, sondern die nationalsozialistische Weltanschauung Grundlage der Auslegung aller Rechtsquellen war. Reichsminister Frank hatte 1936 zur Funktion der Gerichte im Führerstaat geäußert: »Es ist nicht seine (= des Richters) Aufgabe, einer über der Volksgemeinschaft stehenden Rechtsordnung zur Anwendung zu verhelfen oder allgemeine Wertvorstellungen durchzusetzen, vielmehr hat er die konkrete völkische Gemeinschaftsordnung zu wahren, Schädlinge auszumerzen, gemeinschaftswidriges Verhalten zu ahnden ...« Da die Staatsideologie auf dem Begriff der Volksgemeinschaft beruhte, der wiederum auf der »arischen« Abstammung basierte, war jede Begünstigung von Juden, den aus der Sicht der Nazis größten Feinden des Deutschen Reiches, ein Verrat an der Volksgemeinschaft, ein Treubruch, der angesichts der Macht und Willkür der Gestapo und der Neigung zur Denunziation vieler Deutscher ein völlig unberechenbares Risiko in sich barg. Der andere Punkt betrifft die Art, wie die Autorin Zitate aus den Interviews nachweist, die Frau Barbara Händler-Lachmann 1990 mit Friedel Rulf und Alfred Spier geführt hat. Mit Letzterem hatte Frau JUNGE 2009 gesprochen. Anstatt als Nachweis lediglich zum Beispiel »GWM, S. 9« anzugeben (= Geschichtswerkstatt Marburg), hätte man fairerweise auch auf die entsprechenden Seiten in



den Publikationen von B. HÄNDLER-LACHMANN, vor allem in »Purim, Purim, ihr Leut, wisst ihr was Purim bedeut«. Jüdisches Leben im Landkreis Marburg im 20. Jahrhundert«, Marburg 1995, hinweisen sollen. Die dortigen Interviewpassagen sind darüber hinaus viel anschaulicher und aussagekräftiger als die knappen, häufig aus dem Zusammenhang gerissenen Sätze bei Frau JUNGE. Möglicherweise wollte sie nicht zu umfangreich aus »Purim, Purim« zitieren. Diese Entscheidung hat ihr eigenes Buch inhaltlich eher geschwächt. Dennoch bleibt es ein wichtiges, gutes Buch, dem zu wünschen ist, dass es die »überwältigende Nichtreflexion« und die »Geschichtsvergessenheit« in Rauischholzhausen gründlich und nachhaltig aufbricht.

Schwalmstadt

Bernd Lindenthal

Hannes HEER, Sven FRITZ, Heike DRUMMER, Jutta ZWILLING (Hg.): *Verstumte Stimmen. Die Vertreibung der »Juden« und »politisch Untragbaren« aus den hessischen Theatern 1933 bis 1945. Mit einem Vorwort von Ruth Wagner (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 27)*, Berlin: Metropol-Verlag 2011, 411 S., ISBN 978-3-86331-013-4, EUR 24,00

Vorliegende Publikation ist ein Ergebnis des Projektes »Verstumte Stimmen. Die Vertreibung der »Juden« aus der Oper 1933 bis 1945«, das erstmals 2006 in Hamburg als Wanderausstellung gezeigt wurde und behandelt die »Säuberung« und Nazifizierung der hessischen Theater Darmstadt, Frankfurt, Wiesbaden, Mainz, Gießen und Kassel.

Der Kampf deutsch-nationaler, deutsch-völkischer und rechtsradikaler Gruppen gegen die Weimarer Republik wurde auch im Kulturbereich als Kampf gegen die Moderne, gegen »Musk bolschewismus«, »undeutsches« Theater und »Verjudung« geführt. Dieser Kulturkampf begleitete das Hessische Landestheater Darmstadt von Beginn der Republik an, wie Hannes HEER dokumentiert, und richtete sich vor allem gegen seinen Intendanten Gustav Hartung, der nach dem Erdrutschsieg der NSDAP bei der Reichstagswahl im September 1930 mit 18,3% (in Darmstadt 24,4%) und ihrem Aufstieg zur stärksten Partei im hessischen Landtag bei der Wahl vom November 1931 (31,7%) einen immer schwereren Stand hatte. Die Speerspitze der Antimodernen bildete der »Kampfbund für deutsche Kultur«, eine Art SA des Kulturbetriebes. Nach dem 30. Januar 1933 erfolgte der Kahlschlag im künstlerischen Personal. In einem Klima von Gewaltandrohungen und offenem Terror wurden 24 Angehörige des Theaters aus rassistischen und politischen Gründen entlassen. Es folgte die Kündigung von 25 Personen des technischen Personals, Bühnenarbeiter, Putzfrauen, Garderobieren usw. wegen »politischer Unzuverlässigkeit.« Der Höhepunkt war dann die vom Staatsministerium befohlene Massenkündigung des gesamten technischen Personals und der Angestellten der Verwaltung, die ca. 200 Personen betraf. Nur wenige Kündigungen wurden zurück genommen. Die frei gemachten Stellen wurden mit »alten Kämpfern« der NSDAP besetzt. Hannes HEER sieht die Gründe für diese ungewöhnliche, radikale Säuberung und Nazifizierung in dem Status des Landestheaters als Avantgarde und daher aus Sicht der Nazis als Prototyp eines Ortes »entarteter Kunst«, der den neuen Machthabern zu Recht als Beute anheim falle. Es krönt diese heraus ragende Studie, dass der Autor am Schluss akribisch die Biografien der Täter und die Schicksale der Vertriebenen recherchiert hat. Gustav Hartung, der langjährige Intendant, war nach der Befreiung vom Faschismus zur Mitarbeit am Wiederaufbau bereit, aber »1945 war nicht die Stunde von Gustav Hartung und Carl Ebert, von Joseph Rosenstock und Otto Klem-

perer, sondern die Chance für die erneuten Karrieren der Profiteure des NS-Regimes, von Tietjen und Sellner, von Gründgens und Stroux, von Böhm und Karajan« (S.264). Hartung wäre beinahe im Schweizer Exil dem Zusammenspiel der Fremdenpolizei, die ihn wegen »Überfremdung« ausweisen wollte, mit der deutschen Diplomatie zum Opfer gefallen.

In den folgenden, deutlich kürzeren Beiträgen beschäftigt sich zunächst Sven FRITZ mit der Situation der Theater Wiesbaden, Kassel, Mainz und Gießen. Nach dem bisherigen Stand der nicht abgeschlossenen Recherchen wurden nach der Machtübernahme der NSDAP in Wiesbaden zehn, in Kassel sechs, in Mainz vier und in Gießen sechs Angehörige des künstlerischen Personals wegen ihrer jüdischen Abstammung oder aus politischen Gründen entlassen. In Kassel, wo die NSDAP besonders stark verankert war, musste der Intendant Edgar Klitsch gehen. Er war zwar weder Jude noch politisch untragbar, doch hielt man ihn nicht für einen 100prozentigen Nationalsozialisten. Ersetzt wurde er am 29. März 1933 durch den überzeugten Nazi Willi Schillings. Der Rezensent bedauert, dass an dieser Stelle des Aufsatzes nicht auf eine fast zeitgleiche rohe Bluttat hingewiesen wurde, deren Initiator Schillings gewesen ist. Am 24. März 1933 holten SA-Leute den Rechtsanwalt Max Plaut aus seinem Büro und brachten ihn in die berüchtigten Bürgersäle in der Oberen Karlsstrasse, um ihn dort zu verprügeln. Max Plaut war seit seiner Jugend der klassischen Musik verbunden, spielte hervorragend Geige und schrieb seit 1921 Musikkritiken, besonders für die »Kasseler Neuesten Nachrichten.« In diesen Kritiken bekämpfte er voll bissiger Ironie Erscheinungen von Provinzialität im Kasseler Musikbetrieb, so auch die Leistungen des Operettentenenors Willi Schillings. Das erwarb ihm die persönliche Feindschaft des Adjutanten der SA-Standarte 83. In den Bürgersälen wurde ein »Standgericht« gehalten, dessen Mitglied Schillings war. Plaut wurde zu 200 Schlägen mit dem Gummiknüppel »verurteilt« und dazu auf einen Bock festgeschnallt. Nach stundenlanger Misshandlung, von Ohnmachten begleitet, wurde Plaut in seine Wohnung gebracht, wo er am 31. März starb (ausführlicher siehe: Jörg KAMMLER u. a.: Volksgemeinschaft und Volksfeinde. Kassel 1933–1945, Fuldabrück 1984, S. 230–233). Schillings setzte übrigens seine Karriere nach 1945 nahtlos an den Städtischen Bühnen Gelsenkirchen fort. Sven FRITZ macht auf zwei bisher wenig beachtete Gesichtspunkte aufmerksam: die Rolle der ausländischen Zwangsarbeit im Kulturleben und die fehlende Aufarbeitung der eigenen Geschichte. »Nachdem sie ihre jüdischen und politisch untragbaren Mitglieder seit der Machtübernahme systematisch verfolgt und entlassen hatten, hielten die Theater während des Krieges die deutsche Kultur mithilfe von zur Sklavenarbeit gepressten Zwangsarbeitern und auf dem Weg der «Dienstverpflichtung» ins Reich kommandierten «Zivilarbeitern» am Leben. Eine Würdigung der Opfer oder einen kritischen Umgang mit der eigenen Geschichte sucht man bei vielen deutschen Theatern bis heute jedoch vergeblich.« (S. 345) Von diesem Urteil muss man Frankfurt ausnehmen, wie die Autorinnen Heike DRUMMER und Jutta ZWILLING belegen. Hier zeigten schon 1988 die Städtischen Bühnen eine Ausstellung »Dokumente zur NS-Theaterpolitik in Frankfurt a. M.«. Weitere Ausstellungen und Publikationen folgten. 2005 enthüllte die Oberbürgermeisterin Petra Roth eine Gedenktafel an der Außenwand der Städtischen Bühnen, auf der an 24 vertriebene und ermordete Mitarbeiter erinnert wurde, die meisten Juden. Die Recherchen zu diesen Personen wurden von den beiden Autorinnen durchgeführt und entsprechende Kurzbiografien sind der Hauptbestandteil ihres Beitrages in vorliegendem Sammelband. Abschließend ziehen Hannes HEER und Sven FRITZ Bilanz und weisen auf Sachverhalte hin, die die weitere Forschung berücksichtigen müsse, zum Beispiel die Erweiterung des Blickfeldes auf die Netzwerke republikfeindlicher,

antisemitischer und kulturelle reaktionärer Organisationen seit der Gründung der Weimarer Republik und über die jüdischen Künstler hinaus. Ferner werde immer noch häufig Vertreibung und Flucht als einfacher Wechsel des Engagements dargestellt oder ermordete Künstler würden vergessen. Außerdem müsse die Forschung über das Verhalten der Theater nach dem Ende der NS-Diktatur intensiviert werden. Der vorliegende Sammelband nimmt erstmals die Theaterlandschaft einer ganzen Region in den Blick und ermöglicht so erste Ergebnisse hinsichtlich einer Typologie der Abläufe der Vertreibung.

Schwalmstadt

Bernd Lindenthal

### Stadt- und Ortsgeschichte

**Ingrid BAUMGÄRTNER, Christian PRESCHKE: Kaufungen 1011. Die urkundliche Ersterwähnung im Kontext, Kassel: Euregio Verlag 2011, 32 S., 10 Abb., ISBN 978-3-933617-45-3, EUR 14,90**

Eines der herausragenden Ereignisse im nordhessischen Bereich des Jahres 2011 war die Jahrtausendfeier des Klosters Kaufungen. Zahlreiche Veranstaltungen fanden das ganze Jahr über statt, neue Veröffentlichungen erschienen. Einem solchen runden Jubiläum angemessen ist es, den genauen Sachverhalt der Ersterwähnung zu klären. Den ersten Beleg für die Existenz von Kaufungen und die dortige Präsenz des Königs bilden zwei Diplome, die Heinrich II. am 10. und 20. August 1011 für das Reichskloster Hersfeld und das Erzbistum Magdeburg ausstellte. Zum einen übertrug er die reichseigene hörige Magd Willicum mit allen ihren Kindern und Nachkommen an die Reichsabtei Hersfeld und unterstellte zum andern den Burgward Dretzel mit allen zugehörigen Befestigungen und Ländereien der alleinigen Herrschaft des Erzbistums Magdeburg. Den Anlass der Dokumente kann man dem Anlass gemäß als »Tagesgeschäft« bezeichnen. Das eigentlich Interessante der Urkunden ist weniger der Inhalt selbst, sondern die nachgewiesene Tatsache, dass der Ausstellungsort Kaufungen zunächst offen gelassen und erst später nachgetragen wurde. Dabei war es durchaus üblich, dass Formulierung und Ausstellung eines Rechtsgeschäftes nicht immer am gleichen Tag mit der Vollziehung erfolgte. Auf dem Diplom ist somit erkennbar, dass der abschließend genannte Ausstellungsort nicht in einem Zug mit den restlichen Zeilen des Pergaments ins Reine geschrieben wurden. Gleichwohl handelt es sich bei den beiden Urkunden um die älteste Erwähnung Kaufungens. Die Hersfeld betreffenden Originalurkunde ist als Foto abgedruckt, die andere, ursprünglich in Magdeburg archivierte Urkunde gilt als verschollen. Von beiden Urkunden wird der lateinische Text und eine deutsche Übersetzung wiedergegeben. Die fraglichen Textabschnitte werden vergrößert reproduziert und ermöglichen eine eigene Urteilsfindung. Über die textlichen Fragen hinaus vermittelt die Untersuchung anschaulich den Inhalt und den Aufbau der beiden Urkunden. Sie erklärt den Entstehungszusammenhang, die Rechtsvorgänge und deren Hintergründe. Darüber hinaus beschreibt der Band die Entwicklung der Kaufunger Kloster- und Stiftsgründung in der Anfangsphase, als das Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde den ursprünglichen Nebenhof des Kasseler Grundherrschaftskomplexes ausbauen ließ. Überblickskarten veranschaulichen den großen räumlichen Einfluss des Klosters Kaufungen. Interessenten an der Geschichte Kaufungens und Nordhessens, aber auch Buchliebhabern wird dieser – durchaus bibliophil zu nennende – Band im DIN A 4 Format zusagen.

Freigericht

Michael Lapp

Theodor RUF: Quellen und Erläuterungen zur Geschichte der Stadt Lohr am Main bis zum Jahr 1559, Lohr: Stadt Lohr am Main 2011, 604 S., ISBN 978-3-00-0356963-7, EUR 29,00

Durch Forschungen zur Lokalgeschichte lassen sich viele Schätze heben. Wenn diese dann so beeindruckend dargelegt und veröffentlicht werden, wie das Theodor Ruf mit seinem Werk zur Stadt Lohr am Main getan hat, bekommt jeder Interessierte Anteil an diesen Schätzen.

Die Siedlung Lohr reicht bis weit in die Zeit vor Christi Geburt zurück und spielte schon im Frühmittelalter eine wichtige Rolle. Seit dem 11. Jahrhundert waren die Grafen von Rieneck die Herren der Stadt, dem Zentralort der Grafschaft, dessen Schreibweise zwischen Lor, Lore, Lar, Lare oder Lahr variiert. Mit dem Tod Philipp III. im Jahre 1559 starb das Grafengeschlecht von Rieneck aus, Lohr und weitere Besitzungen fielen an den Lehnsherren, den Erzbischof von Mainz und andere lokale Fürstentümer wie Erbach, Isenburg und Hanau.

Der Verfasser hat die fast 800 Regesten hauptsächlich aus dem Stadtarchiv Lohr und dem Staatsarchiv Würzburg aufgearbeitet und gut verständlich dargestellt. Sie reichen vom Jahre 1221 bis 1559 und – wenn sie inhaltlich entsprechend zurückweisen – bis ins Jahr 1816. Die Regestierung und die Erläuterungen eröffnen neue und intensive Einblicke in die Geschichte der Stadt und dem Leben der Menschen vom Hochmittelalter bis zur beginnenden Neuzeit. Die Urkunden zeigen, wie weit das Herrschaftsgebiet der Rienecker reichte: Es umfasste den Main-Spessart Raum bis in das Kinzigtal. Die Bedeutung, die Lohr als Residenzstadt besessen hat und heute im Stadtbild durchaus noch erkennbar ist, ist mit dem Aufgehen im Erzbistum Mainz verloren gegangen.

Der Band ist auch deshalb als bedeutend anzusehen, weil der Autor nicht nur die Regesten sorgfältig mit allen Daten darlegt, sondern nach Klärung der Quellen- und Forschungslage eine 150 Seiten umfassende Einführung gibt. Dabei geht er nicht nur chronologisch, sondern vielmehr systematisch vor. Nach einem Überblick über die Geschichte der gesamten Grafschaft Rieneck folgt die thematische Bearbeitung. So behandelt er eingangs »Lohr und der Spessart: Die Frühzeit« bis 1300, es folgen Darlegungen über »Recht«, »Wirtschaft«, »Kirche«, »Kultur« und »Sozialstruktur«. Auch die Erwähnung von Juden in den Dokumenten der Stadt wird selbstverständlich thematisiert. Wie der Verfasser selber bemerkt, ist der Abschnitt über die Reformation etwas kurz geraten. Hier fehlen noch entsprechende Arbeiten – eine sicherlich interessante und lohnende künftige Aufgabe.

Einen eigenen Abschnitt des Buches bilden die Verzeichnisse. Hier liegt eine weitere Stärke des Bandes. Durch die umfangreich aufgeführte Literatur ist eine weitere Erschließung und Erarbeitung von Themen aus diesen sowohl lokalen als auch historischen Bereichen gut möglich. Der Autor hat eine Vielzahl gedruckter Quellen und eine große Anzahl grundlegender Literatur verzeichnet. Den modernen Möglichkeiten im Blick, bietet das Buch eine Auswahl von Internet-Ressourcen zu historischen Seiten, die über das Thema hinausgehend, hilfreich sind. Ein ausführliches Personen- und Ortsverzeichnis mit genealogischen Tafeln rundet dieses schöne Werk ab.

Dem Fleiß des Autors ist es weiterhin zu verdanken, dass die Regesten der Urkunden, die im Stadtarchiv Lohr liegen, sowie deren digitalisierte Abbildungen und die der Siegel im »Virtualen Urkundenarchiv Europas« unter [www.monasterium.net](http://www.monasterium.net) abrufbar sind.

Auch wenn Lohr nach der bayrischen Gebietsreform von 1972 nicht mal mehr Kreisstadt ist, diese Stadt birgt wahre Schätze – dieses Buch ist einer davon.

**Ulrich STÖHR in Zusammenarbeit mit Karl-Hermann VÖLKER: Wolkersdorf 700 Jahre, Bottendorf 750 Jahre. Eine Dorfgeschichte zum Jubiläumsfest, Burgwald-Bottendorf: Gemeinde Burgwald 2010, 480 S., zahlr. s/w- u. Farbabb., ISBN 978-3-9810001-8-4**

Heutzutage bedarf es stets eines Jubiläums, um die Herausgabe einer Ortsgeschichte zu rechtfertigen. Vielfach bleibt das Resultat jedoch hinter dem hohen Anspruch zurück. Diese Kritik gilt in keiner Weise für das vorliegende umfangreiche und sehr ansprechend gestaltete Werk der ausgewiesenen Historiker Ulrich STÖHR und Karl-Hermann VÖLKER. Beide würden dieses Lob gewiss nicht für sich alleine in Anspruch nehmen wollen, da sie betonen, wie sehr sie auf die Vorarbeiten des in den 70er Jahren verstorbenen Bottendorfer Pfarrers Dr. Gustav Hammann zurückgreifen konnten.

Es handelt sich um weitaus mehr als die bescheiden im Titel apostrophierte »Dorfgeschichte«. In zehn Kapiteln ist ein umfassendes, keineswegs nur chronikalisches Werk entstanden, das dem Leser die 700- bzw. 750-jährige Dorfgeschichte lebendig vor Augen führt. Zum Rang des Buches trägt wesentlich bei, dass die zahlreichen Abbildungen dem Betrachter den Wandel vom einst agrarischen und von wunderschönen Fachwerkhäusern geprägten Dorf, hin zum heutigen modernen Wohn- und Gewerbeort vor Augen führen. Stets haben sich die Verfasser bemüht, soweit es ihnen möglich war, den abgebildeten Personen Namen zuzuordnen.

Als Dorfchronik sind insbesondere die beiden ersten Kapitel »Das Dorf in agrarischer Zeit«, das die Jahrhunderte vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert umfasst, und »Bottendorf im 20. Jahrhundert, der schwierige Weg in die Moderne« anzusehen. Die Darstellung zeichnet sich dadurch aus, dass die Ortsgeschichte immer in den zeitgeschichtlichen Kontext eingebunden wird. Die folgenden Kapitel sind dann stärker institutionengeschichtlich, sozialgeschichtlich und statistisch ausgerichtet. Kapitel III »Die Gemeinde Bottendorf und ihre Repräsentanten« behandelt insbesondere die Namen und Lebensumstände der Greben und Bürgermeister von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Das umfangreiche Kapitel IV zeichnet die Geschichte der Häuser nach. Die Repräsentanten von Kirche und Schule sind in den Kapiteln V und VI aufgeführt, wobei der größere kirchengeschichtliche Kontext nie außer Acht gelassen wird. In Kapitel VII geht es um die soziale Schichtung der Dorfbevölkerung, die Familiennamen, die Binnenwanderung als Lohnarbeiter ins Bergische und Westfälische ebenso wie die Auswanderungswellen nach Nordamerika, Australien und Südafrika.. Kapitel VIII »Altes Handwerk und Gewerbe in Bottendorf« ist wirtschaftsgeschichtlich und Kapitel X »Tradition, Kultur und lebendige Dorfgemeinschaft« mehr volkskundlich ausgerichtet.

Eine Sonderstellung nimmt Kapitel IX ein, in dem es um das Mit- und Nebeneinander des Dorfes und der herrschaftlichen Burg bzw. der späteren Domäne Wolkersdorf bis zur Vereinigung mit der Dorfschaft geht. Die Geschichte der landgräflichen Burg, des späteren Jagdschlusses Wolkersdorf, erlangt im Reformationsjahrhundert wegen der Verflechtung in die Nebenehe Landgraf Philipps des Großmütigen für kurze Zeit gewissermaßen reichsgeschichtliche Bedeutung. Das gilt nicht weniger für die Täuferfrage während der Reformationszeit, da die Führer der Bewegung zeitweilig auf Schloss Wolkersdorf inhaftiert waren. Der Rezensent hätte es gerne gesehen, wenn deren Bedeutung, die immerhin zur weltweiten Einführung der Konfirmation im Protestantismus geführt hat, noch größere Beachtung geschenkt worden wäre, als es in dem Buch geschieht.

Insgesamt lässt sich positiv festhalten: Es handelt sich bei dem besprochenen Werk um weit mehr als eine jubiläumsbedingte Ortsgeschichte. Es ist gewiss nicht zu hoch gegriffen, von ei-

nem Handbuch zu sprechen, einem Nachschlagewerk, dessen hoher Rang für lange Zeit Gültigkeit besitzen wird. Zugleich mag es als Vorbild dienen für parallele Ortschroniken. Ein Blick in das Literatur- und Anmerkungsverzeichnis lässt erkennen, wie sehr die Verfasser sich neben der Anknüpfung an die Arbeiten von Pfarrer Hammann auf bislang ungedrucktes Archivmaterial gestützt haben.

Arnd Friedrich

**Fred KICKHEFEL, Markus KUTSCHER: Frankfurt am Main. Stadt im Wandel, Gudensberg-Gleichen: Wartberg-Verlag 2010, 64 S., zahlr. Farb- u. s/w-Fotos, ISBN 978-3-8313-2081-3, EUR 17,90**

Frankfurt am Main ([www.frankfurt.de](http://www.frankfurt.de)) ist mit mehr als 690.000 Einwohnern die größte Stadt des Landes Hessen und nach Berlin, Hamburg, München und Köln die fünftgrößte der Bundesrepublik Deutschland. Als bedeutendes europäisches Finanz-, Industrie-, Messe- und Dienstleistungszentrum wird Frankfurt – unter anderem Sitz der Europäischen Zentralbank, der Deutschen Bundesbank, der Frankfurter Wertpapierbörse und der Frankfurter Messe – unter ökonomischen Kriterien sogar zu den Weltstädten gezählt. Durch ihre zentrale Lage gehört sie mit dem Frankfurter Flughafen, dem Hauptbahnhof und dem Frankfurter Kreuz zu den wichtigsten Verkehrsknotenpunkten Europas. Eine Besonderheit ist schließlich die Skyline der Stadt, deren Bürogebäude zu den höchsten in Europa gehören (vgl. [www.de.wikipedia.org/wiki/Frankfurt\\_am\\_Main](http://www.de.wikipedia.org/wiki/Frankfurt_am_Main)).

Eine ihrer dunkelsten Stunden erlebte die Mainmetropole im März 1944, als Bomben der Alliierten vom Himmel fielen und große Teile der Innenstadt dem Erdboden gleich machten. Die Altstadt mit dem Römerberg wurde damals ein Raub der Flammen. Nicht überall gelang der Wiederaufbau überzeugend, wie das nur wenige Schritte entfernt liegende »Technische Rathaus« belegt.

In ihrem Buch »Frankfurt am Main. Stadt im Wandel« zeigen Fred KICKHEFEL, langjähriger Redakteur der Frankfurter Rundschau-Stadredaktion und Autor der Serie »Frankfurter Geschichte(n)«, und Markus KUTSCHER, freier Grafik-Designer, Fotograf und Buchautor (2006 »Rund um den Römer – Ein Spaziergang durch die historische Frankfurter Altstadt«, 2008 »Wir Kinder der 60er & 70er Jahre – Aufgewachsen in Frankfurt am Main« und 2009 »Chronik der Stadt Frankfurt am Main – Von der Eiszeit bis zur Europäischen Zentralbank«), eindrucksvoll, wie die Stadt am Main im Verlauf des 20. Jahrhunderts immer wieder ihr Gesicht verändert hat. Hierzu präsentieren sie im DIN-A-4-Querformat faszinierende Gegenüberstellungen historischer und aktueller Fotografien von durchgängig hoher Qualität und zwar pro Doppelseite – mit jeweils kurzen Texten und drei bis fünf Abbildungen – die folgenden Szenen: Altstadt, Römer, Bethmannstraße, Schnurgasse, Eiserner Steg, Hauptwache, Große Eschenheimer Straße, Palais von Thurn und Taxis, Eschenheimer Turm, Rathenauplatz, Kaiserplatz, Taunustor, Alte Oper, Löwenstein'sches Palais, Hauptbahnhof, Westhafen, Hauptgüterbahnhof, Festhalle, Universität, Synagoge am Börneplatz, Bethmann'sches Palais / Hessendenkmal, Zoologischer Garten, Großmarkthalle, Schlachthof, Hippodrom, Riedhof, Universitätsklinikum, Sachsenhäuser Warte, Henninger Brauerei, Flughafen »Rhein-Main«.

In ihrem Vorwort weisen die Autoren darauf hin, dass über den Verlust des alten Frankfurt direkt nach dem Krieg nicht lange lamentiert worden sei, weil die Dringlichkeit des Wiederauf-

baus keine großen Diskussionen zugelassen habe. Denn nicht nur für die ausgebombten Frankfurter hätten schließlich Wohnungen gefehlt, sondern auch für Tausende von Flüchtlingen und Vertriebenen. Zum Inhalt und zur Intention ihres Buches halten Fred KICKHEFEL und Markus KUTSCHER sodann fest: »Dieser Bildband zeigt Frankfurts Entwicklung an ausgewählten Orten in jeweils drei Motiven: Vor der Zerstörung, nach dem Bombenkrieg und heute. Beschränkt auf 30 Szenen aus einer ganzen Stadt, mag die Auswahl willkürlich erscheinen. Es gab dabei aber eine unabänderliche Vorgabe: Während im Institut für Stadtgeschichte Zehntausende von Vorkriegsfotos lagern, bleibt die Auswahl an Zerstörungsbildern begrifflicherweise begrenzt. Viele ›locations‹ können also nicht gezeigt werden, weil es keine entsprechenden Trümmerbilder gibt – oder, weil sie erfreulicherweise nicht zerbombt wurden. Die Texte verzichten bewusst darauf, den Leser mit einem Wust von Daten und Zahlen zu konfrontieren. Sie wollen vielmehr Geschichte(n) erzählen, auch in anekdotischer Form« (S. 5).

Unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten bietet das Buch »Frankfurt am Main. Stadt im Wandel« keinerlei neuen Erkenntnisse. Trotzdem hat es seine Berechtigung, weil die darin vorgestellten Beispiele den (architektonischen) Wandel der Stadt im 20. Jahrhundert eindrucksvoll dokumentieren.

Bad Staffelstein

Hubert Kolling

**Jörg Adrian HUBER: Stadtgeschichte Kassel, Petersberg: Michael Imhof Verlag 2012, 445 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-86568-377-9, EUR 22,80**

Wie schreibt man eine Stadtgeschichte, die sich an ein breiteres Lesepublikum richtet? Vielleicht so, wie im Geleitwort angezeigt: »Geschichtlich fundiert, aber in Sprache und Gestaltung zeitgemäß und attraktiv«. Dagegen lässt sich im Prinzip nichts einwenden, vor allem dann nicht, wenn beide Elemente – Darstellungskunst und Empirie – einander entsprechen, Gebote der Sorgfalt und inhaltlichen Stimmigkeit nicht unterlaufen werden. In die Tiefe gehende theoretische Reflexion ist nicht unbedingt vonnöten, aber ein Minimum an Kenntnissen über die moderne Stadtgeschichts- und Urbanisierungsforschung sollte man schon mitbringen. Will man mehr leisten als aus zehn bereits vorhandenen Büchern ein elftes zu machen, empfiehlt sich der Gang in die Archive und Bibliotheken, empfiehlt sich das eingehende Studium der Quellen, der ungedruckten ebenso wie der gedruckten. Auch sollte der eigentliche Gegenstand der Untersuchung stets im Blickfeld bleiben. So sehr Kontextualisierung, die Einbettung der lokalen in die allgemeinen, darüber hinaus weisenden Zusammenhänge unabdingbar ist, so sehr muß doch immer die Stadt, müssen die städtische Politik, die städtischen Ordnungen und Akteure, die städtische Gesellschaft, die darin beheimateten politischen, sozialen und kulturellen Milieus, um nur diese zu nennen, das Zentrum des Dargebotenen ausmachen.

Jörg Adrian HUBER wird Erwartungen wie diesen nicht gerecht. Beginnen wir mit der Dramaturgie, dem Arrangement des Materials und den Bausteinen, aus denen der Band zusammengesetzt ist. Text und Illustration halten sich in etwa die Waage. Nicht immer sind die Bildlegenden hinreichend präzise. Das Attentat auf Philipp Scheidemann etwa haben nicht zwei »Deutschnationale« verübt, sondern zwei Angehörige der terroristischen »Organisation Consul«. Der Anknüpfung des Leichnams von Kurfürst Friedrich Wilhelm aus dem böhmischen Exil soll eine »große Menschenmenge« beigewohnt haben, heißt es erläuternd zur Photographie auf Seite 270. Tatsächlich ist die Zahl derer, die sich versammelt haben, ziemlich überschaubar, was nicht zuletzt

ein Indiz für die mangelnde Popularität des einstigen Landesherrn war. Nicht immer auch sind die Bilder kongruent zu den Begebenheiten, über die jeweils berichtet wird. Der Schilderung von Trink- und Essgelagen unter der Ägide des Landgrafen Ludwig I. ist zum Beispiel Pieter de Breughels sattsam bekannte Bauernhochzeit von 1568 beigegeben, was weder zeitlich noch sachlich passt. Manche der abgedruckten Gemälde zeigen uns weniger, wie das mittelalterliche Leben in der Stadt aussah, als vielmehr die Vorstellung, die sich die Historienmalerei des 19. Jahrhunderts davon machte. Generell fällt auf, dass die Abbildungen durchweg mit der Erzählung nicht verwoben werden, nur Beigaben sind, aus denen wenig Hilfe für die Interpretation der ausgebreiteten Geschehnisse erwächst. Viele der präsentierten Karten, Graphiken und zeitgenössische Stadtansichten, auch der Fotos aus späteren Epochen sind jedoch informativ, bieten zusätzliche Orientierung und Anschauung. Eine beigegefügte DVD mit Film- und Hörbeiträgen rundet das mediale Angebot des Buches ab.

Neben dem fortlaufenden Text, gibt es zahlreiche farbig abgesetzte Kästen. Diese enthalten historische Daten, jeweils unterteilt in »Ereignisse weltweit« und »Ereignisse in Hessen/Kassel«. Außerdem finden sich dort vertiefende und erweiternde Betrachtungen zu Personen und Großereignissen, etwa zu den Brüdern Grimm, zur »Revolution von 1848«, zum »Deutschen Bund« oder zum »Deutschen Krieg von 1866«. Auf diese Weise versucht der Autor die allgemeine Geschichte mit den Entwicklungen in Kassel zu verknüpfen, wohl auch, die eigentliche Erzählung zu entlasten. Nach welchen Kriterien er die Auswahl getroffen hat, bleibt offen. Teils leuchtet sie unmittelbar ein, teils löst sie Erstaunen aus, so wenn auf gut einer Seite eigens die Wintershall AG gewürdigt wird. Das liest sich, als hätte deren Kommunikationsabteilung die Feder geführt, ist womöglich aber nur gedacht als kleines, im Buch als solches nicht ausgewiesenes Dankeschön an jene Firma, die das Projekt mit offenbar namhafter finanzieller Förderung überhaupt erst ermöglicht hat. Sieht man von Henschel ab, werden andere Unternehmen der Stadt in dieser Form jedenfalls nicht berücksichtigt.

Im Geleitwort heißt es, HUBER nehme »konsequent den Blickwinkel der Bürgerschaft« ein. Die Lektüre bestätigt die damit geweckten Erwartungen nicht. Über weite Strecken nämlich wird Fürsten- und Residenzgeschichte geboten, werden hier und da kulturelle und städtebauliche Glanzlichter eingestreut, viel mehr aber nicht. Was Stadtpolitik ist, wie sie funktioniert, wie und in in welchen Kanälen die kommunalen Entscheidungsprozesse ablaufen, welche Chancen der bürgerschaftlichen Partizipation und Gestaltung es in den verschiedenen Epochen gab: Dies alles bleibt dunkel. Kein Zufall ist, dass weder die kurhessische Gemeindeordnung von 1834 noch die Städteordnung für die Provinz Hessen-Nassau von 1897, noch die früheren und die späteren Regularien erwähnt oder gar genauer analysiert werden. Das aber heißt, Stadtgeschichte zu schreiben, ohne die zugehörigen rechtlichen und ordnungspolitischen Fundamente in Augenschein zu nehmen.

Dazu passt, dass wir kaum etwas erfahren über die Entstehung und Ausdifferenzierung des lokalen Parteiensystems, so gut wie nichts über die Funktionsträger und Gegenstandsbereiche der Kasseler Politik, nichts darüber, in welchen Bahnen und mit welchen Ergebnissen sich der kommunale Parlamentarismus entfaltete. Die zentrale Leitidee, die seit dem frühen 19. Jahrhundert die Existenzbedingungen und das Selbstverständnis der Städte prägt, die kommunale Selbstverwaltung, taucht weder als Begriff, noch als Postulat, noch als Realität auf, geschweige denn als steter Konfliktstoff zwischen Stadt und Staat. Vielgestaltigkeit als Signatur städtischen Lebens, Ungleichzeitigkeit im Gleichzeitigen, Prozesse sozialer und kultureller Fragmentierung, das Neben-, Mit- und Gegeneinander divergierender Lebensstile und Konstellationen: Diese



Phänomene und die darin zu Tage tretenden Probleme und Problemlagen hat der Autor entweder nicht bemerkt, oder sie haben ihn nicht interessiert.

Fehler und flüchtige Formulierungen sprechen dafür, dass der Verfasser nicht überall satzfest ist. Dass unter Jérôme die »Anfänge des Sozialstaates« (S. 212 f.) zu lokalisieren seien, ist ebenso wenig nachvollziehbar wie die Behauptung, dass die Französische Revolution in einen »Aufstand des Proletariats gegen König, Adel und Bürgertum« eingemündet sei (S. 191). Am Beginn des Kapitels über Kassel im Kaiserreich heißt es: »Die Stadt lebte in dem unauf löslichen Widerspruch zwischen fremdbestimmtem politischem Konservatismus und architektonischer wie landschaftlicher Großzügigkeit«. Weder wird klar, was damit gemeint ist, noch kann dies mit dem folgenden Zitat aus dem »Wanderbuch« Franz Dingelstedts belegt werden (S. 269). Denn das stammte aus dem Jahr 1839, konnte also die Verhältnisse 30 Jahre später nicht antizipieren. Auf Seite 289 wird vermerkt, dass Kaiser Wilhelm II. wie üblich zwischen dem 19. August und dem 9. September 1918 seinen Urlaub im Schloss Wilhelmshöhe verbrachte. Richtig ist, dass die militärische Lage des Reichs sich in jenen Wochen beinahe täglich verschlechterte, aber es verzeichnet bei weitem die Rolle und den seit 1914 dramatisch geschrumpften Radius des Monarchen, wenn es heißt, dass sich »diese drei verlorenen Wochen in Kassel verhängnisvoll auf den Ausgang des Ersten Weltkriegs« ausgewirkt hätten. Das Bürgerliche Gesetzbuch wurde nicht 1896 »eingeführt« (S. 290), sondern von den gesetzgebenden Körperschaften verabschiedet und verkündet. In Kraft trat es im Januar 1900. Adolf Hitler wurde nicht erst mit der Ernennung zum Reichskanzler durch den Präsidenten Hindenburg »gesellschaftsfähig« gemacht (S. 292), sondern lange vorher schon. Auch die Tatsache, dass die Oberste Heeresleitung 1918/19 für kurze Zeit ihr Hauptquartier in Wilhelmshöhe aufschlug, berechtigt nicht zu der Behauptung, dass die Stadt damit in der »vordersten Reihe des Weltgeschehens« gestanden habe.

Das seien lässliche Sünden, bei einem über die Jahrhunderte ausgreifenden Projekt zumal, wird mancher einwenden. Mag sein, aber ein gewisses Maß an handwerklicher Sorglosigkeit verraten sie schon. Die Schlussabschnitte, die bis an die unmittelbare Gegenwart heranreichen, sind im Blick auf die geringe zeitliche Distanz – notwendigerweise – recht cursorisch geraten, mehr eine chronikalische Aneinanderreihung einzelner Daten und Ereignisse, als stringenter, kompakter Bericht. Immerhin, die Amtszeit des Oberbürgermeisters Eichel wird als »Ära« ausgerufen, eine Ehrung, die aus unerfindlichen Gründen unter dessen Vorgängern niemandem sonst zuteil wird. Den Ausblick am Ende hätte die Presseabteilung im Rathaus nicht schöner formulieren können: »Aufgabe der kommenden Jahre wird es sein, den Umbau der Stadtgesellschaft zu einem umweltbewussten, energiesparenden Gemeinwesen und zu einer multikulturellen Bürgerschaft zu vollziehen, die tolerant und lernfähig ihren Weg in die Zukunft geht und dabei das Beste aus anderen Kulturen integriert.«

HUBERS Buch ist von gefälliger Gestalt und gefälligem Duktus, kein Zweifel. Auch die Gewohnheiten und Bedürfnisse eines von audiovisuellen Medien verwöhnten Publikums wird es vermutlich befriedigen. Insofern ist es wohl »zeitgemäß und attraktiv«. Gerade weil es wenig Tiefgang hat und sich vielfach nur an der Oberfläche bewegt, dürfte es seinen Weg machen, Verlag und Buchhandel erfreuen. Aber eine Stadtgeschichte im eingangs skizzierten Sinne ist es nicht. Wer mehr über die früheren Epochen, über die Bürger und das Leben in Kassel erfahren möchte, dabei die sprachlichen Gepflogenheiten eines gelehrten Historikers nicht scheut, sollte hin und wieder getrost zu Hugo Brunners großem Werk aus dem Jahr 1913 greifen.

Hamburg

Jens Flemming

Jens FLEMMING, Dietfrid KRAUSE-VILMAR (Hg.): *Kassel in der Moderne. Studien und Forschungen zur Stadtgeschichte*, Marburg: Schüren Verlag 2013, 832 S., zahlr. teils farb. Abb., ISBN 978-3-89472-906-6, EUR 29,90

Ein Buch mit Gewicht im doppelten Wortsinn und zur rechten Zeit, herausgegeben von zwei profilierten emeritierten Professoren der Universität Kassel, die eine Forschungsgruppe von Historikern, Erziehungs- und Literaturwissenschaftlern, Soziologen, Ökonomen, Stadt- und Landschaftsplanern und Archivaren zusammengestellt haben, flankiert von ungenannten studentischen Mitarbeitern. Nach umfassender Rechercharbeit ist ein inhaltsreiches Kompendium zur Kasseler Stadtgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert entstanden, das glücklicherweise nicht als Festschrift konzipiert worden ist. Es setzt an der letzten Gesamtdarstellung zur Stadtgeschichte von Hugo Brunner aus dem Jahr 1913 an, ohne freilich dessen Loblied auf eine in Eintracht lebende Stadt, jenseits sozialer und politischer Konflikte, zu perpetuieren. Die Demokratisierung von Staat, Stadt und Gesellschaft, die Entwicklung vom autoritären Obrigkeitsstaat zum demokratischen Rechtsstaat und ihr Niederschlag in der Stadt, die Entwicklung von der Residenz zur Bürger- und Einwohnerstadt sowie hin zu einem modernen Zentrum der Industrie und der Dienstleistungen mit einer umfangreichen Verwaltung, einem vielfach herausragenden Kulturangebot, einer demokratischen Streitkultur und einer kritischen Aneignung ihres historischen Erbes – das ist in diesem Buch zu finden. Dass es die Geschichte Kassels nicht in einem großen Narrativ darbieten will und kann, macht der Untertitel deutlich: Aspekte der Stadtgeschichte werden vorgestellt, die eine Fortschreibung anregen, ja erfordern.

Mit der 1866 preußisch gewordenen Stadt setzt die historische Analyse ein. Politische Partizipation, ökonomische, demographische, gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen wie Verwerfungen werden thematisiert. Das Verhältnis von Magistrat und Bürgern, von »Geldbeutelinteressen« des vermögenden Bürgertums und sozialen Spannungen, von demokratischer und antidemokratischer Kultur, von Arbeits- und Lebenswelt, von Stadt und Umland, von Aufbau, Zerstörung und Wiederaufbau einer Stadt wird in den unterschiedlichen Epochen ausgeleuchtet, zumeist kritisch, knapp, aber doch verständlich entfaltet.

Überblicksdarstellungen zu den einzelnen Zeitepochen wechseln ab mit vertiefenden Artikeln zu Detailfragen. Einblicke in die sozialen Probleme einer Stadt werden in vielfältiger Weise offeriert, z. B. in Beiträgen über städtische Wirtschaftsbetriebe, die zunehmenden wohlfahrtsstaatlichen Aufgaben, Krankenhäuser und Heilstätten, Stiftungen von Mäzenen, die Armenpflege, paternalistische Vorstellungen einer Werksgemeinschaft. Kassel als Rüstungszentrum, als wichtiger Produktionsstandort der deutschen Panzer-, Kriegsflugzeuge- und Flugmotorenindustrie, wird analysiert und eine Verbindungslinie zum Luftkrieg im Zweiten Weltkrieg hergestellt.

Auf den ersten Blick erscheint das umfangreiche Werk deutlich gegliedert: Stadt im Aufstieg / die Stadt und ihre Bürger / Infrastruktur und Wirtschaft / politisches Leben im 20. Jahrhundert / Kirchen / Kultur / Archive. Dennoch: Die Verknüpfung einzelner Epochen unter ein und demselben Themenschwerpunkt war offenkundig nicht die Absicht der Herausgeber – und dies erstaunt. Der Wandel der städtischen Verfassungsordnung zwischen 1866 und heute, der Wandel der politischen Partizipationsmöglichkeiten, der Wandel sozialer Daseinsvorsorge, der demographische Wandel, die städtebaulichen Veränderungen als Kennzeichen der jeweiligen politischen Kultur können zwar dem Buch entnommen werden, aber es fehlen mitunter die direkten Vergleichskapitel und -bezüge. Eine eindeutige Verschränkung der zueinander passenden

Ebenen wäre wünschenswert gewesen. Der Facettenreichtum städtischer Kultur wird nur z. T. sichtbar. Wie selbstverständlich tauchen erhellende Analysen der documenta, des Musik- wie Sprechtheaters und der Universität auf; aber Kapitel über Kino, Volkshochschule und Pädagogische Akademie reichen beileibe nicht aus, um kulturelle Vielfalt annähernd einzufangen. Die Off-Szene kommt überhaupt nicht in den Blick; das studentische Milieu im Vorderen Westen ist nur eine Erwähnung wert. Welche Bedeutung gesonderte Aufsätze über das Stadt- und das Landeskirchliche Archiv haben sollen, bleibt unklar. Entweder werden sämtliche Archive der Stadt vorgestellt oder gar keines. Eine Chronologie von 1800 bis 2000 (»Mit Ablauf des 31. Dezember endet das 20. Jahrhundert.« – Ein wirklich erheiternder, aber überflüssiger letzter Satz des Buches!) hätte einen höheren Stellenwert bekommen, wäre sie nach Kategorien eingeteilt worden. Und: Wenigstens die Chronologie hätte sich bis ins Jubiläumsjahr 2013 erstrecken müssen.

Jeden Beitrag einer Autorin, eines Autors zu würdigen ist völlig ausgeschlossen. Spannend insbesondere für den Bürger, der vielleicht mit dem Erscheinungsbild unserer Stadt hadert, sind die Passagen, die sich auf die Architektur der modernen Stadt beziehen. Dass Pläne für eine Gauhauptstadt aus nationalsozialistischer Zeit unmittelbar nach 1945 unverändert präsentiert werden konnten, wirft ein Schlaglicht auf deutsche Kontinuitäten selbst in Wendezeiten. Der Beitrag über Alt-Kassel als Sehnsuchtsort, die Idyllisierung der Stadt und die bildungsbürgerliche Klage über den Verlust der Fachwerkstadt im Bombenkrieg (in diesen Stadtteilen wohnten die meisten Wehklagenden nicht!) und die Ausblendung von Militär, Rüstung, sozialem Elend, ja die völkisch-nationalistische Aufladung der untergegangenen Altstadt als Ausdruck »deutschen Wesens«, zugleich die Kritik von Linken in den 70er Jahren am Aufbau der Stadt als Ausdruck »altlinken Unbehagens an der Gegenwart« sowie die allmähliche Aussöhnung der Bürger mit der Aufbaustadt aus der Perspektive eines Freiburger Wissenschaftlers erfasst treffend Mentalität und Mentalitätswandel vieler heimatverbundener Kasseler.

Dringende Fortschreibungen sind anzumahnen:

- Die Migration aus und nach Kassel wird nur in Ausschnitten vorgestellt. Nichts findet sich zu den Aus- und Zuwanderungen im Kaiserreich; Kapitel über ausländische Zwangsarbeiter und die italienische Arbeitsmigration werden nicht begleitet durch wenigstens ein Kapitel über die Bedeutung der großen Gruppe unserer türkischen Mitbürger.
- Für die Herausgeber gehören offenbar nur Protestanten und Katholiken in das Kapitel über Kirchen. Nichts über Muslime in der Stadt, nichts über Konflikte über einen Moscheebau; nicht einmal etwas zu den Integrationsleistungen der jüdischen Gemeinde nach den Zuwanderungen aus Osteuropa.
- Wie verschoben sind die Relationen, wenn Aspekte von Firmengeschichten ausgebreitet werden, aber ein Kapitel über Gewerkschaften fehlt! Die durchaus lesenswerten Abschnitte über die Wirtschaftsgeschichte Kassels nach 1945 und über die betriebliche Mitbestimmung anhand von zwei Betrieben aus der Feder eines ehemaligen leitenden VW-Angestellten kann eine Lokalgeschichte der Gewerkschaften nicht ersetzen. Zudem ist dessen Perspektive stark auf die konjunkturellen Entwicklungen gerichtet, keineswegs auf die Rolle der Gewerkschaften bei Tarifaueinandersetzungen.
- Kassel ist eine Stadt der Männer, so scheint es. »Elisabeth Selbert (SPD), die spätere Mutter des Gleichberechtigungsartikels im Grundgesetz« (S. 531) – mit dieser klischeehaften Erwähnung der Ehrenbürgerin der Stadt begnügt sich das Buch. Aber, und das ist noch gravierender: zu Kasseler Frauenvereinen, zur Frauenbewegung, zum Kampf um das allgemeine Wahlrecht (auch auf kommunaler Ebene), zu Projekten von Frauen findet sich gar nichts.

- Befremdlich auch, dass zwar Rüstungsbetriebe in Kassel vorgestellt werden, aber nichts z. B. über den weithin bekannten und bedeutenden jährlichen Kasseler Friedensratschlag, der zu mindest in seinen Anfängen noch ins 20. Jahrhundert gehört.
- Befremdlich überdies, dass es kalkuliert scheint, die Vorbelastung von Kasseler Oberbürgermeistern nicht im Buch selbst durch ausgewiesene kompetente Historiker vorstellen zu lassen, sondern die Debatte darüber in die lokale Presse nach der Buchveröffentlichung zu verlegen. Und, nebenbei, weshalb soll die Marburger und nicht die Kasseler Universität die nationalsozialistische Vergangenheit Kasseler Oberbürgermeister der Nachkriegszeit durchleuchten, erklären, bewerten?

Trotzdem bleibt es bei einer generellen Empfehlung dieser in Teilen beachtlichen Forschungsleistung eines großen Teams, das sich an Fachleute wie das allgemeine Lesepublikum richtet. Historisch Interessierte finden leicht ihre Einstiege. Das Lesebuch muss nicht von der ersten bis zur letzten Seite gelesen werden. Viele Studien sind für sich genommen wirklich beeindruckend, beruhen gar auf neuen Forschungserträgen.

Kassel

Reinhold Lütgemeier-Davin

### Territorien, Herrschaft

**Wilhelm Dilich. Landtafeln hessischer Ämter zwischen Rhein und Weser 1607–1625, hg. von Ingrid BAUMGÄRTNER, Martina STERCKEN und Axel HALLE (Schriftenreihe der Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel 10), Kassel: Kassel University Press 2011, 239 S., 2 Ktn., zahlr. Farbabb., ISBN 978-3-89958-450-9, EUR 39,00**

Die vorliegende in Gemeinschaftsarbeit der Universitäten Kassel und Zürich entstandene Publikation trägt der bahnbrechenden Rolle Wilhelm Dilichs in der Entwicklung der frühneuzeitlichen Landesaufnahme und Kartografie Rechnung. Sie macht die zwischen 1607 und 1617/25 gefertigten Landtafeln hessischer Ämter zwischen Rhein und Weser erstmals vollständig der Öffentlichkeit zugänglich und greift damit ein Vorhaben Edmund E. Stengels auf, das 1927 nicht zum Abschluss gekommen war. 53 Blätter der Landtafeln befinden sich in der Kasseler Universitätsbibliothek, zwölf im Staatsarchiv Marburg und ein weiteres im Schloss Fasanerie bei Fulda. Einzelne technische Eigenarten Dilichs wie die Sichtbarmachung der Dimensionen dargestellter Architektur durch mehrfach geschichtete Überklebungen und Aufklappungen im Original sind durch eine elektronische Fassung seiner Zeichnungen im Internet unter <http://orka.bibliothek.uni-kassel.de/> zugänglich.

Zunächst vermittelt Ingrid BAUMGÄRTNER einen detaillierten Einblick in die Vorgeschichte und Durchführung des von Landgraf Moritz veranlassten Projektes, das vor allem wegen des mangelnden Verständnisses des Fürsten für die damit verbundenen hohen materiellen Kosten und den erforderlichen Zeitaufwand zum vorzeitigen Abbruch der Arbeiten und sogar zur wiederholten Inhaftierung des Kartografen und Beschlagnahme seines Vermögens führte. Die Ausführung der Landtafeln beginnt in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen mit dem Schwerpunkt von Grundrissen und Ansichten landgräflicher Burgen wie des Schlosses Rheinfels, der Burg Katz und der Marksburg und der heute nur noch in wenigen Resten erkennbaren Renaissanceanlage der Philippsburg, die Landgraf Philipp II. d. J. von Hessen-Rheinfels als Residenz vorge-

sehen hatte, was der großen zollpolitischen Bedeutung dieses Gebietes und den Absichten von Moritz entsprach, hier seine Herrschaft besonders klar zu demonstrieren und Ansprüche von Konkurrenten zurückzuweisen. Danach stehen hessische Kernlandschaften im Mittelpunkt von Dilichs breitgefächelter Tätigkeit, zu deren Verständnis die Ausführungen zu dessen Leben und Schaffen, insbesondere die 1605 entstandene »Hessische Chronica« beitragen. Gerade dieses Werk, das nach dem Tod Landgraf Ludwigs IV. von Hessen-Marburg die Ausdehnung der Landgrafschaft Hessen-Kassel rechtfertigen und damit den Ansprüchen der Linie Hessen-Darmstadt entgegenzutreten sollte – dazu diente der kartografische Entwurf eines unter Aufzeichnung natürlicher Grenzen vom Siedlungsgebiet der Chatten abgeleiteten Territoriums –, hatte für die Dokumentation der Ambitionen des Landgrafen Moritz und damit auch für die Erstellung der Landtafeln richtungweisende Bedeutung. Während die Kartierung grenznaher Gebiete immer wieder Probleme mit den Nachbarn hervorrief – so wurde Dilich bei Erfassung der Exklave Aurburg auf Veranlassung des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg verhaftet und erst nach Aushändigung seiner gesamten Aufzeichnungen freigelassen –, behinderten den Kartografen bei der Landesaufnahme innerhessischer Gebiete die mangelnde Unterstützung der Amtsleute und das wachsende Misstrauen des Landgrafen, der ihn 1617 offiziell aus seinen Diensten entließ. Das zwang den Mittellosen zur Suche nach neuen Auftraggebern, die er in den Reihen der nordhessischen Ritterschaft fand. Erst seine 1625 erfolgte Flucht an den Kurfürstenhof von Sachsen schuf ihm neue Freiräume als Festungsbaumeister, Geo- und Kartograf, die u. a. in der Anlage neuer Fortifikationen von Wittenberg, Torgau und Dresden zum Ausdruck kamen. Durch das Aufzeigen der Verschränkung von historiografischer und geografisch-kartografischer Darstellung stellt die Autorin Dilich in eine seit der Antike bestehende Tradition und erhellt dadurch seine historische Beweisführung zur Rechtfertigung politischer Konstellationen. Mit Hinweisen zum technischen Wissen und den Instrumenten zum Messen und Kartieren schließt sie ihren informativen Beitrag ab.

Anschließend veranschaulicht Martina STERCKEN Karten als politische Medien im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit am Beispiel von »Repräsentation, Verortung und Legitimation von Herrschaft«. Ausgehend vom Zusammenhang von Karten und Herrschaftsausübung im Mittelalter, analysiert sie den Wandel der politischen Kartografie vom 15. bis zum 17. Jahrhundert, der im Zuge der frühneuzeitlichen Staats- und Territorialbildung in Europa – einen Schwerpunkt bildete hier der zuerst von der Renaissance erfasste italienische Raum – zum raschen Anstieg der Kartenproduktion führte. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam es vor allem dank der verfeinerten Messtechnik in Regionen des Heiligen Römischen Reiches zunehmend zu Landesaufnahmen, die der Gemengelage von Herrschaftsrechten und der Instabilität von Grenzsituationen Rechnung zu tragen suchten. Mit diesem Prozess hängt der wachsende Zusammenhang von Karten und Landschaftsbildern als Medien politischer Repräsentation zusammen, den Tanja MICHALSKY in ihrem Beitrag »Land und Landschaftsbilder in den Tafeln Wilhelm Dilichs« transparent macht.

Die Bemerkungen Ingrid BAUMGÄRTNERS zum Kartenbestand und technischen Vorgehen in der vorliegenden Ausgabe erhellen, dass Dilichs Landtafeln erst am Ende des 19. Jahrhunderts wieder aufgefunden wurden, wobei ihr Kern als geschlossenes Corpus in Kassel ruhte. Nur eine einzige Karte ging im Zweiten Weltkrieg verloren. Angesichts der nicht datierbaren und ohne Sachkunde erfolgten Blattzählung des Kasseler Dilich-Bestandes wurde eine neue Systematisierung erstellt, die auf der rekonstruierten Chronologie der Anfertigung der Tafeln unter Berücksichtigung der topografischen Orts- und Sinnzusammenhänge beruht.

Der nun folgende Abbildungs- und Beschreibungsteil ist in fünf Abschnitte gegliedert, von denen der erste die Rheingebiete (1607–1609) mit den Kartennummern 1–38, der zweite die Gerichte Neuenstein und Wallenstein, den Bezirk der Stadt Neukirchen und das Schloss Ziegenhain (1611–1613) sowie das Amt Langenschwarz (1617) mit den Nummern 39–45, der dritte das Gericht Jesberg und das Amt Schönstein (1613) sowie das strittige Grenzgebiet zwischen den Dörfern Momberg und Mengsberg (ca. 1610–1620) mit den Nummern 46–49, der vierte den Raum um Homberg/Efze mit der Ansicht dieser Stadt und Grundrissen des dortigen Schlosses sowie Spezialtafeln des Amtes Melsungen mit den Bezirken Stadt Melsungen, Elfershausen, Malsfeld, Röhrenfurth und Breitenau (1594–1616) (Nrn. 50–59) und der fünfte Abschnitt Kartierungen der Region um Schachten, Malsburg und Kaufungen (1618–1625) (Nrn. 60–67) umfasst, bei denen es sich um Auftragsarbeiten von Angehörigen des hessischen Adels wie der Familien Wolff von Gudenberg und von der Malsburg handelte. Aus dem Rahmen fällt die Kartierung der Kaufunger Zehntrechte in Niederzwehren auf Pergament (1625), die im Auftrag der hessischen Ritterschaft, der Rechtsnachfolgerin des 1527 aufgehobenen Stiftes Kaufungen, erfolgte und nach der Dilich Hessen für immer verließ. Für die Beschreibung jeder Land- und der zugehörigen Spezialtafeln, deren Verwahrort und Signatur wie auch die Blatt- und Bildmaße angegeben sind, zeichnet jeweils ein Autor verantwortlich. Die Kommentare beeindrucken durch ihre gute Lesbarkeit und die korrekte Wiedergabe der historischen Fakten und Zusammenhänge. Bei jeder Beschreibung wird auf die in Betracht kommenden Quellen und Literatur verwiesen, deren genaue Titel der Leser der umfassenden Bibliografie am Schluss des Bandes entnehmen kann. Abschließend lässt sich sagen, dass diese gelungene Publikation unsere Kenntnisse zur Landesvermessung und Herrschaftssicherung der Landgrafschaft Hessen-Kassel in der Zeit von Landgraf Moritz auf eine breitere Grundlage stellt und in ihrem hohen informativen Gehalt die frühneuzeitliche Geschichtsforschung entscheidend erweitert.

Berlin

Stefan Hartmann

**Christian PETER: Staatsbildung und Residenzausbau. Höfische Repräsentation, adlige Netzwerke und zeremonielle Selbstbehauptung im geistlichen Fürstentum Fulda (ca. 1670–1802) (69. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins), Fulda: Parzellers Buchverlag 2011, 500 S., 15 s/w-Abb., 8 Übersichten, Beilage (Übersichtstafel »Familiäre Verbindungen«), ISBN 978-3-7900-0431-1, EUR 18,90**

Thema dieser Würzburger Dissertation ist der Zusammenhang zwischen Hof- und Residenzausbau und der Entwicklung des geistlichen Fürstentums Fulda seit der Amtszeit des Fürstbistums und Kardinals Bernhard Gustav von Baden Durlach (1671–1677).

Der wesentliche Ertrag des Buches besteht in zwei Aspekten. Zum einen erklärt PETER den spezifischen Charakter der Staatsbildung Fuldas im 18. Jahrhundert. Für die Herrscher des geistlichen Fürstentums Fulda ging es primär um die Existenzsicherung; nach dem Verlust der Buchischen Ritterschaft an die Reichsritterschaft (1656) sollte eine systematische Kauf- und Arrondierungspolitik das kleine Territorium stärken; es galt zudem, jeglicher Gefahr der Säkularisation vorzubeugen. Auch unter diesen Aspekten müssen der Bau der Residenz, der Ausbau der fürstlichen Landsitze sowie die Entwicklung des Hofes, parallel zu anderen Fürstentümern dieser Zeit, verstanden werden. Die Erhebung zum Fürstbistum 1752 war der Lohn langwährender Bemühungen, wenn auch mit vielen Einschränkungen verbunden.

Zum andern bestätigt PETER, dass die älteren theoretischen Ansätze zum Fürstenhof, mit denen er sich im Forschungsüberblick auseinandersetzt, auf Fulda nicht zutreffen; er resümiert (S. 386): »1. Der Hof diene hier nicht der ... Anbindung und Domestizierung des Adels. Vielmehr bot der Hof in erster Linie eine standesgemäße Kulisse fürstlicher Repräsentation ... 2. Die adligen Amtsträger wurden von den Landesherren nicht in den Hof-, Verwaltungs- oder Militärdienst gezwungen, sondern strebten ... aus eigenem Interesse nach Ämtern und nach der Einordnung in die höfische Rangordnung.«

Zunächst stellt PETER für das 17. und 18. Jahrhundert die Situation Fuldas im Reich, seine politischen Strukturen und seine Position innerhalb der Kirche dar (1. Kapitel); anschließend wird der Ausbau Fuldas zur barocken Residenz gezeigt (2. Kapitel). Das dritte ausführlichste Kapitel ist der Untersuchung von Hof und höfischem Leben gewidmet; dies ist zweifelsohne die wichtigste Leistung des Autors. Er beschreibt und analysiert die Struktur des Hofes, die familiären Netzwerke der Äbte/Bischöfe und Amtsträger, Zeremoniell und Repräsentation, Hofkultur und Hofökonomie. Das eigentliche Hofleben war in Fulda wie in anderen kleinen Residenzen dann vorhanden, wenn es entsprechende Anlässe gab (der fallweise Prunk, S. 386).

PETER knüpft insbesondere an Berthold Jägers grundlegende Arbeiten, vor allem Das geistliche Fürstentum Fulda (1986), und Uwe Zubers Staat und Kirche im Wandel (1993) an, ergänzt und vertieft das so gewonnene Bild des Fürstentums Fulda. Insbesondere für das 18. Jahrhundert ist damit ein umfassendes Grundlagenwerk entstanden. PETER nutzt die bisherige Literatur sehr gründlich, vor allem aber hat er die archivalischen Quellen intensiv ausgewertet, an erster Stelle das fuldische Archiv im Staatsarchiv Marburg.

Wertvoll sind die vielen Dokumentationen, etwa die detaillierte Aufzählung aller Zimmer im Hochfürstlichen Schloss 1738 und 1802 (S. 145/6), die Nennung der Alumnien des Seminars Nobilem 1776–1795 (S. 254), die Übersicht zur Bestallung der Fuldaer Amtsträger und Hofbediensteten (S. 361–363), im Anhang etwa das Itinerar des Fürststabes Amand von Busseck 1740–1743, die Locations- oder Rangordnung 1757, der Hofstaat 1790 oder die Kapitulare 1648–1802.

Kritische Bemerkungen mögen als Anregungen für weitere Forschungen verstanden werden. Vermisst habe ich ein Kapitel zum Charakter des geistlichen Fürstentums: worin unterschied sich ein geistliches von einem weltlichen Fürstentum außer in den bekannten Rahmendaten (Wahl des Fürsten, Fehlen einer Fürstin, Bedeutung kirchlicher Formen)? Ketzerisch gefragt: war der Säkularisierungswunsch der weltlichen Fürsten nicht berechtigt? Die umfassende Thematik des Buches bringt es mit sich, dass einzelne Themen zwar beschreibend dargestellt werden, aber nicht vertieft werden können. Eine gründlichere Analyse der regionalen Herkunft der Domkapitulare und deren Folgen für Abts- und Kapitularwahlen hätte das Spezifikum dieses geistlichen Fürstentums deutlicher gemacht, denn seit Abt Balthasar von Dernbach war der fuldische Adel, protestantisch geworden, für die Rekrutierung ausgefallen, daher wurden nun Reichsritter unterschiedlicher Regionen zu Domkapitularen gewählt – reicht Nepotismus zur Erklärung? Ging es nicht auch darum, Personen heranzuziehen, denen man vertrauen konnte? Die Rolle von Protestanten in fuldischen Diensten hätte systematischere Aufmerksamkeit verdient, wie schon die von PETER dargelegten Karrierewege von drei Obermarschällen aus der Familie Tann im 18. Jahrhundert belegen. Die aufschlussreiche Darstellung des Verwandtschaftsnetzwerkes der Äbte/Bischöfe und der hohen Beamten ist als große Übersichtstafel dem Buch beigelegt. An den Äbten/Bischöfen belegt Peter, wie Verwandtschaft zur Einflussnahme genutzt wurde; für andere Positionen geht er eher von Annahmen aus (S. 221), Raumgründe (S. 232)

erlaubten keine Erweiterung der Übersicht auf Dom- und Stiftsherren anderer Fürstentümer – bedauerlicherweise.

Leider fehlt ein Personenverzeichnis, so dass die Nutzung dieser wichtigen Forschungsleistung erschwert ist.

Bad Nauheim

Dieter Wunder

### Wirtschafts-, Verwaltungs-, Verfassungs- und Sozialgeschichte

**Franz Josef FELTEN (Hg.): Wirtschaft an Rhein und Mosel. Von den Römern bis ins 19. Jahrhundert (Mainzer Vorträge 14), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2010, 112 S., s/w-Abb., Karten, Diagramme, ISBN 978-3-515-09820-5, EUR 18,00**

Das vorliegende Buch vermittelt durch eine Aufsatzsammlung ein anschauliches Bild verschiedener Bereiche des wirtschaftlichen Lebens von der Spätantike bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts anhand ausgewählter Themen, wie etwa dem Rhein als Handelsstraße. Bereits im Vorwort werden diese Absichten durch die Vorstellung der unterschiedlichen Themenbereiche deutlich, für die jeweils eine kurze inhaltliche Zusammenfassung der Aufsätze gegeben wird. Dadurch ist für den Leser im Wesentlichen die Gliederung des Buches ersichtlich, was dem Interessenten einer spezifischeren Fragestellung hilfreich ist. Die erste Abhandlung stammt von Lukas CLEMENS und gibt einen Überblick über die Zeit der Spätantike und des Frühmittelalters. Dabei werden vor allem die Rahmenbedingungen für Produktion und Handel aufgezeigt. Seine Beispiele untermauert er nicht nur durch schriftliche Quellen, sondern auch durch Pollenanalysen und andere archäologische Befunde. Der zweite Aufsatz, von Franz IRSIGLER, beschäftigt sich mit dem Rhein als Handelsstraße im späten Mittelalter. In einer kurzen Einführung zeigt er die Bedeutung des Rheins vor allem im Mittelalter auf und geht verstärkt auf die Wichtigkeit dieses Flusses anhand spezifischer Beispiele, wie etwa den Zöllen, »die den Rhein zur teuersten Handelsstraße Europas gemacht haben« (S. 44) oder den Streitereien zwischen den Städten Basel, Straßburg und Breisach im Schiffsverkehr (S. 41–44), ein. Anschließend nimmt Hermann-Josef BRAUN in seinem Text die Eisenproduktion links des Rheins in den Blickpunkt, wobei er vor allem über deren Entwicklungen und Veränderungen berichtet und Bezug auf die Regionen der Eifel, des Hunsrück, der Pfalz und des Saarlandes nimmt. Der abschließende Aufsatz stammt von Gunther MAHLERWEIN, der sich mit revolutionären Neuerungen und traditionellen Praktiken in der rheinhessischen Landwirtschaft im 18. und 19. Jahrhundert beschäftigt. Dabei werden vor allem Innovationen untersucht, wobei deren Vorteile aber auch deren Probleme bei der landwirtschaftlichen Modernisierung für die Menschen aufgezeigt werden, so etwa die ansteigende Arbeitsbelastung für die Frauen (S. 107). Die Aussagen der vorgestellten Beiträge werden teilweise anhand von Abbildungen, Diagrammen, Karten und Schemata untermauert, wodurch vor allem auch für diejenigen Leser, die mit dem Thema Wirtschaft an Rhein und Mosel nicht so vertraut sind, die wichtigsten Informationen und Erkenntnisse veranschaulicht werden. Zudem werden die gegebenen Informationen anhand konkreter Beispiele nochmals verdeutlicht. So geht beispielsweise Hermann-Josef BRAUN auf »Familiengesellschaften« ein, die wirtschaftlich erfolgreich waren, wie etwa die Familie Stumm, die als ein Beispiel für das Erlangen des Adelstitels und politischen Einflusses in den Regionen des Hunsrück und des Saarreviers angeführt werden kann (S. 80). Das Buch ist auch Lesern zu empfehlen, die mit diesem Thema we-



niger vertraut sind. Zwar bezieht es sich an manchen Stellen stark auf regionale Gegebenheiten, was von den Autoren beabsichtigt wird, ist aber in seiner Gesamtheit sehr übersichtlich und verständlich verfasst und bietet so einen guten Einblick in das Thema Wirtschaft an Rhein und Mosel. Zwar ermöglichen die Literaturhinweise, die am Ende eines jeden Beitrages zu finden sind, einen Einstieg in vertiefende Bereiche und Interessenfelder, doch ist trotz der gelungenen Darstellung das Fehlen von Fußnoten zu bemängeln, wodurch es nicht immer möglich ist, die Aussagen und Quellenzitate ohne große Suche direkt nachzuschlagen. Dies erschwert und verlängert die wissenschaftliche Arbeit mit dem Buch, dem kurze biographische Angaben zu den Autoren beigegeben sind. Die Qualität des vorhandenen Abbildungen ist gut und der Preis des Buches angemessen.

Jena

Nadine Hofmann

**Karl-Hermann VÖLKER: Den Menschen nahe. Aus der Raiffeisenidee erwuchs die Frankenger Bank, Frankenberg: Frankenger Bank 2011, 183 S., ISBN 3-7243-0155-3, EUR 20,00**

Vor dem Hintergrund der elenden bäuerlichen Situation in Hessen des 19. Jahrhunderts, die wesentlich einem Unternehmertum auf unzureichender Grundlage (zu kleine Betriebsgrößen im Verhältnis zum Aufwand) geschuldet ist und damit nur Teil des ewigen Bauernsterbens ist, aber damals verschärft durch die Kosten der »Bauernbefreiung«, schildert der Autor die Kompensationsideen des Genossenschaftswesens. Hermann Schulze Delitzsch gründete 1849 die erste Rohstoff-Genossenschaft für Tischler sowie eine Einkaufsgenossenschaft für Schuhmacher. Ein Jahr später rief er den »Eilenburger Vorschussverein« ins Leben, eine Kreditgenossenschaft. Er prägte auch 1855 den Begriff der Volksbank. Friedrich Wilhelm Raiffeisen handelte aus christlichen Motiven. Angesichts der Not nach dem Hungerwinter 1846/47 animierte er wohlhabendere Bürger, für die Armen Brot zu backen, was diese als Kredit plus Zinsen zurückzahlen sollten. Brotgeschenke ohne Zinsen wäre sicher noch christlicher gewesen. Man denke nur an die Speisung der Fünftausend. Auch er gründete 1862 eine genossenschaftliche Bank. 1876 folgte die »Landwirtschaftliche Centraldarlehnskasse« als übergeordnete Einrichtung. Wilhelm Haas beeinflusste die Gründung der Landwirtschaftlichen Bezugsgenossenschaft Friedberg 1872. Auch er fasste die dörflichen landwirtschaftlichen Konsumvereine zu überregionalen, ja sogar internationalen Verbänden zusammen. Allen gemeinsam ist der Gedanke, durch gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb in Teilbereichen die eigene Wirtschaft zu verbessern.

Die Idee, einmal praktisch umgesetzt, fiel auf fruchtbaren Boden. Im Bereich der heutigen Frankenger Bank – Raiffeisenbank eG machte der Vorschuss-Verein Dodenau 1869 den Anfang, 1880 folgte der Konsumverein Battenfeld, 1884 der Konsumverein Reddighausen. Nach einer Aufstellung des »Kurhessischen Raiffeisenapostels« Pfarrer Meyenschein verfügten 1890 bereits 22 von 61 Landgemeinden des Kreises Frankenberg über Raiffeisensche Darlehnskassen. Auffallend viele Lehrer und Pfarrer stellten die Leitung der örtlichen Genossenschaften. Die Lehrer übernahmen häufig das Amt des Rechnungsführers und erhielten für die Fortbildung in »Rechnerkursen« sogar Dienstbefreiung. Mit der Firma Thonet und der Bahnverbindung nach Marburg zog 1889 die Industrialisierung in Frankenberg ein. Mit der Ausweitung der Warengeschäfte wuchs der Bedarf an Lagerplätzen. 1909 wurde in Frankenberg ein imposantes Kornhaus mit eigenem Gleisanschluss in Betrieb genommen. Völker ist der Meinung, »dass der Agitation des Antisemiten Otto Böckel nach und nach der Boden entzogen werden konnte (1912 verlor er

die Wahl), ist nicht zuletzt auch ein Verdienst des in unserer Region immer stärker werdenden Raiffeisennetzes« (S. 17).

Während des Ersten Weltkrieges haben auch die Genossenschaftskassen mittels Kriegsanleihen viel Geld ihrer Mitglieder verbrannt und standen nach dem Inflationsjahr 1923 praktisch vor einem neuen Anfang. Nach der Übertragung der Macht auf Hitler erfolgte rasch und fast lautlos die Gleichschaltung der auf demokratischer Selbstverwaltung beruhenden Genossenschaften und ihre Eingliederung in den Reichsnährstand. Nach dem Kriege bedeutete die Währungsreform von 1948 einen weiteren Neuanfang für die Raiffeisenkassen. Doch das Vertrauen in die neue Währung ließ auch das Genossenschaftswesen rasch wieder aufblühen. Der »Deutsche Raiffeisenverband e. V.« war 1948 mit 3,15 Millionen Mitgliedern in den drei Westzonen der größte wirtschaftliche Interessenverband. Der unbändig weiter wirkende Fortschritt mit Technisierung und Rationalisierung auf der einen Seite, Abwanderung aus der Landwirtschaft andererseits, ließ die Kreditgenossenschaften um neue Kundenschichten werben und führte zu Fusionen. In den 1960er Jahren wurden Rechenmaschinen und die elektronische Datenverarbeitung mit Anschluss an das Raiffeisen-Rechenzentrum in Kassel eingeführt und die ersten Geldautomaten aufgestellt. Der Umzug der Raiffeisenkasse Wangershausen nach Frankenberg am 28. Oktober 1961 markiert den Beginn der heutigen Frankenger Bank – Raiffeisenbank eG, deren 50-jähriges Jubiläum den Anlass für den vorliegenden Band lieferte. Die sorgfältig recherchierte und reich bebilderte Jubiläumsschrift geht der Geschichte jeder kleinen dörflichen Bezugsgenossenschaft und Darlehenskasse nach, dokumentiert die zahlreichen Zusammenschlüsse und Fusionen und stellt die Situation der Bank heute mit ihren über 10.000 Mitgliedern und zahlreichen Aktivitäten in der Region dar. Dem historisch und gestalterisch versierten Autor ist eine Firmengeschichte der besonderen Art gelungen. Karl-Herrmann VÖLKER, selbst in der Region tief verwurzelt, bekannte bei der Buchvorstellung: »Gerade bei den Gesprächen in den ehemaligen Rechnerstübchen habe ich etwas von der Nähe zu den Menschen gespürt, die die Genossenschaftsbewegung bis heute auszeichnet.«

Schwalmstadt

Bernd Lindenthal

#### Wissenschafts-, Medizin- und Rechtsgeschichte

**Sibylle SCHNYDER: Tötung und Diebstahl. Delikt und Strafe in der gelehrten Strafrechtswissenschaft des 16. Jahrhunderts (Konflikt, Verbrechen und Sanktion in der Gesellschaft Alteuropas. Fallstudien 9), Köln u. a.: Böhlau Verlag 2010, 209 S., ISBN 978-3-412-20545-4, EUR 29,90**

Die hier anzugebende, an der Universität Basel promovierte juristische Dissertation untersucht theologische und juristische Schriften des 16. Jahrhunderts in ihrer Definition und ihrem Umgang mit den Delikten des *homicidium* und *furtum*, also Tötung und Diebstahl. Die vornehmlich aus dem spanisch-italienischen Raum stammenden, dem Denken des Thomas von Aquin verbundenen Autoren weisen die Bedeutung jener mediterranen Rechtsschulen für den alteuropäischen Entwicklungsprozess des juristischen Denkens im 15./16. Jahrhundert aus, der bis heute unter Historikern – wenigstens unter den sozialhistorischen arbeitenden – unterschätzt wird. Gerade für das zur Zeit in intensiver Bearbeitung befindliche Feld der landesherrlichen Strafpraxis und ihrer soziopolitischen Implikationen wird man daher um so aufmerksamer für solche theoriegeschichtlichen Studien sein müssen.

Um so verdienstvoller erscheint das Unterfangen der Züricher Rechtsanwältin, deren Quellenbasis aus Traktaten, Summen, Kommentaren und Beichtliteratur namhafter Theologen – Moraltheologen, Dogmatikern – und Juristen – Legisten und Kanonisten – komponiert ist. Die Verwobenheit von Theologie und Jurisprudenz bzw. entstehender Strafrechtswissenschaft stellt ein epochentypisches Merkmal des 15./16. Jahrhunderts dar. Zugleich vermag die Verfasserin aufzuzeigen, wie sich die Konzeptionalisierung von Strafe und Delikt in den vertikal-hierarchisch, weil eben ständisch organisierten Gesellschaften Alteuropas veränderte. Totschlag und Diebstahl wurden – zwar bei der Deliktfeststellung standesunabhängig, bei der Strafbemessung jedoch standesgebunden bewertet – als verwerfliche Akte bewertet, die sich gegen die göttlich und menschlich-säkulare Ordnung richteten. Um der Gerechtigkeit willen mussten demnach Vergeltung oder Ausgleich gesucht werden. Dabei ist ein von der Verfasserin herausgearbeiteter Punkt bedeutsam: die »Verstaatlichung« der Strafverfolgung, -bewertung und -bemessung. Sie wird von den untersuchten Autoren übereinstimmend klar benannt im Sinne der Entprivatisierung von Strafverfolgung und Deliktahndung. Der private Vergeltungsanspruch wurde demnach auch in der Rechtstheorie immer stärker in hoheitliche Bahnen gelenkt. Mehrere scheinbar nebensächliche, aber relevante Aspekte, die mit dieser Entprivatisierung einhergingen, erscheinen beachtenswert: das formale Zugeständnis eines erweiterten richterlichen Ermessensspielraums, die Differenzierung der Strafbemessungsbasis und der Bemessungsqualitäten hinsichtlich des Beschuldigten, die Qualifizierung »staatlicher« Strafverfolgung als *virtus publica* sowie die Allgemeinwohlbezogenheit der Strafverfolgung und Strafbemessung nicht zuletzt in Abwägung von Individual- und Gemeinwohl.

Interessant für den sozial- und politikgeschichtlich interessierten Historiker erscheint weniger der genannte Aspekt der »Verstaatlichung«; dieser ist sattsam bekannt und wird derzeit allerorten im Kontext der Adelforschung problematisiert. An dieser Stelle hätte zudem in stärkerer Weise eine fachwissenschaftliche Kontextualisierung der Untersuchungsergebnisse und die Situierung der Arbeit erfolgen müssen, nicht zuletzt weil die Erkenntnisfortschritte der neuen, auch politik- und sozialgeschichtlichen gegründeten Rechtsgeschichtsforschung dies hätten sinnvoll und notwendig erscheinen lassen. Weiterführender ist dagegen die Frage, wie sehr die »staatliche« Rechtspraxis auf der Rechtstheorie gründete bzw. diese den soziopolitischen Gegebenheiten ihrer Zeit Reflexionsraum schenkte. Der Interdependenz von Rechtstheorie und Rechtspraxis wird entsprechend intensiv nachzugehen sein. Allein deshalb ist der Untersuchung Schnyders, die zudem noch gut lesbar ist, eine weite Verbreitung zu wünschen, auch und gerade weil es sich um eine Spezialstudie handelt, die bei der Aufarbeitung sozial- und rechtsgeschichtlicher Themen Hessens wertvolle Anregungen und Hilfestellungen beim Verständnis ferner Zeiten gibt.

Gießen

Alexander Jendorff